Enk.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36616503650012

<36616503650012

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]

Hermes und Sophrosyne.

Von

M. Enk.

Wien.

Gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold.

1838.

186. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Hermes und Sophrosyne.

Imperat aut servit . . . pecunia.

Hor. Epist. I. 10.

I.

Hausbedarf.

An Othmar.

Pauca; sed quae sufficiant.

1.

Ob der Abend meines Lebens schwül und düster sey, Othmar! wie es der Morgen desselben und der Mittag gewesen; oder ob — kaum hoff' ich es — ein milder Strahl durch seine dunklen Wolken breche: ein Quell der Freude soll nie in meiner Brust versiegen; eine Freude will ich mir bewahren — die Freude an der Natur.

Dir, der den Norden, wie den Süden von Europa durchzogen, der die Urwälder Amerikas und die Palmenhaine Indiens durchwandelt, und die Wunder der Tropenwelt gesehen hat: Dir mag meine Freude dürftig scheinen. Und dennoch würdest du Unrecht haben, sie so zu nennen. Strömt denn ihr Quell nur in den glücklichen Gefilden Italiens und Hesperiens, oder unter jenen Zonen, wo jeder neue Morgen einen neuen Frühling hervorzaubert? weht ihr Athem nur in duftenden Hainen von Orangen und Lorbeerbüschen? und verklärt sich die hehre Schönheit der Natur nur im tiefen Blau des südlichen Himmels, und in der Purpur-

gluth, welche die sinkende Sonne über die Häupter der Gletscher ausgießt?

Nicht so dachte, nicht so empfand Hartwig, der zuerst den Sinn für die Betrachtung der Natur in mir aufschloß und die Liebe zu ihr in meine Brust pflanzte; er, dem die nichtswürdige Bosheit seiner Feinde, und die schändlichste Verleumdung, Vaterland, Familie, Ehre, Ruf, Vermögen, Alles, und zuletzt auch das kleine Fleckchen Erde genommen hatte, worauf er in Ruhe zu sterben hoffte. Es war sein Letztes. Ich selbst brachte ihm die Nachricht seines Verlustes in dem Schreiben eines Freundes aus der Stadt mit, und suchte ihn unter den Birken am Strom auf, wo er an schönen Frühlingsabenden gerne zu sitzen pflegte: weil ich wußte, daß er dann immer am mildesten und heitersten gestimmt war. Ich gab ihm den Brief, und er las. Einen Augenblick lang zuckte der Ausdruck des heftigsten Schmerzes und der bittersten Verachtung über sein Gesicht hin; dann faltete er den Brief zusammen, und steckte ihn zu sich. »Es sind sehr elende Menschen!« sagte er, wie vor sich hin mit finster zu Boden gesenktem Blicke;

aber gleich darauf erhob er das Auge wieder, und ließ den Blick über die in die Purpurgluth des Abends getauchte Gegend, und über den Fluß hingleiten, aus dessen Wellen im Widerschein der sinkenden Sonne tausend und tausend Blitze aufflammten. Jeder Ausdruck des Unmuths verschwand bey diesem Blick aus seinen Zügen; und ruhig ging er mit mir am Gestade hinab, wo in dem überhängenden Gesträuch zahllose Vögel brüteten, und mit fröhlichem Gezwitscher von Busch zu Busch flatterten.

Als ich am nächsten Morgen mit ihm in seinem kleinen Gärtchen saß, und ihn fragte, welche Hoffnungen ihm jetzt noch blieben, gestand er mir, daß ihm nichts übrig bliebe, als nach S..., der unwirthbarsten und verlassensten Gegend Österreichs zu gehen, und dort einen kleinen Dienst zu übernehmen, welchen ein Freund für den eingetretenen Fall ihm angetragen habe. Von tiefstem Bedauern ergriffen, fragte ich ihn, wie Er, mit seiner warmen, innigen Liebe zur Natur, und mit seinem regen Gefühl für ihre Schönheiten, in jener wüsten Einöde es werde aushalten können?

Er sah mich einige Augenblicke schweigend an. »Wie wenig,« sagte er dann mit einem milden

Lächeln, »wie wenig, mein junger Freund, haben Sie noch meine Empfindung für die Natur und meine Freude an ihr begriffen, wenn Sie mir diese Frage stellen können; oder, wenn Sie glauben, es gebe irgend einen so wüsten und reizlosen Winkel der Erde, daß diese Freude in seiner Betrachtung nicht den reichlichsten Stoff zur Nahrung fände.«

»Wenn Sie,« fuhr er nach einer kurzen Pause fort, »von den unmittelbaren Eindrücken des Erhabenen oder des Wohlgefälligen reden, welche die Betrachtung großer und anmuthiger Naturscenen in uns hervorbringt: so haben Sie freylich nicht ganz unrecht. Der Anblick eines bis ans Gewölbe des Himmels aufgethürmten, mit ewigem Schnee bedeckten Berges, oder eines mächtigen, mit donnerndem Getöse über Klippen und Felsen herabstürzenden Stromes; das feyerliche Rauschen eines tausendjährigen, von der Axt nie berührten Urwaldes, oder

das heilige Meer

in seiner Ruhe, wie in der furchtbaren Empörung seiner Wogen, erwecken unmittelbar die erhabensten; so wie ein anmuthiges, mit blühenden Gebüschen und frischen Bächen angefülltes Thal; eine reizende, vom heitern Glanze des Morgens, oder vom milden

Schimmer des Abends übergossene Gegend, die sanftesten Empfindungen in uns, von welchen wir uns, wie von einer magischen Gewalt, befangen fühlen, und denen wir uns hingeben, ohne weiter über sie nachzusinnen. Dennoch ist es nicht die Gewalt der Massen und Töne, nicht der Zauber der Farbe und Umrisse allein, welcher diese Wirkungen in uns hervorbringt; es ist die Idee einer die ganze Natur durchströmenden, und in allen ihren Adern pulsirenden Lebenskraft, welche dabey in unserer Seele thätig ist, und deren Einfluß wir empfinden, auch wenn wir für den Augenblick nicht zu klarem Bewußtseyn darüber gelangen. Von dem höheren oder geringeren Grade von Klarheit, mit welcher diese Idee in uns aufgeht, hängt ihr Einfluß auf die Erhebung unsers Gemüthes ab; von ihr hängt es ab, wie reich, oder wie dürftig der Quell der Freude strömen soll, welcher uns hier geöffnet ist.«

»Ich liebe dieses anmuthige Thal,« fuhr er fort, »das ich nun schon so lange bewohne, und das allzu reizend ist, als daß ich es nicht lieben sollte. Ich liebe sie, diese üppigen Triften, diese dichtbewaldeten Hügel, diese keckaufstrebenden Berge und den herrlichen Strom, der sich zwischen ihnen durchdrängt, mit seinen blühenden Auen voll schat-

tiger Gebüsche, und voll Nachtigallengesangs. Aber werde ich in jener öden, reizlosen Gegend, zwischen jenen kahlen, mit verkrüppelten Föhren nur sparsam bewachsenen Hügeln, der Natur weniger nahe seyn als hier? werde ich sie dort weniger lieben, und mein Gemüth minder muthig an dieser Liebe aufrichten, als ich es hier zu thun vermochte? Wie oft habe ich nicht im Frühlinge auf einen solchen kahlen Hügel mich hingeworfen, und mit inniger Rührung das frische Sprossen der verdorrten Hälmchen betrachtet, und dem Treiben einer kleinen Welt von Insecten zugesehen, die geschäftig zwischen ihnen herumwimmelten, oder im warmen Sonnenstrahl lustig um mich herum schwirrten. Ist der Wachsthum einer kümmerlichen Föhre minder bewunderungswürdig, als der Wachsthum der stolzesten Eiche, die mit ihren Wipfeln weit über alle andern Bäume des Waldes emporragt? und sind die Wunder im Bau der unscheinbarsten Moose und Flechten geringer, als diejenigen, welche sich in der Bildung und im Farbenschmelz der vollendetsten Blume kund geben?«

»Wie schön waren nicht die lauen Vollmondsnächte, die ich in diesem Garten unter meinen Blumen in sinnender Betrachtung zubrachte! wie oft

haben sie nicht mit der Erinnerung an eine frühere, glücklichere Zeit die heiterste Ruhe, den süßesten Frieden in meine Brust zurückgeführt! Wie schön waren sie nicht diese Nächte, wenn tausend goldene Monde, zu einem einzigen Lichtstrahl vereinigt, auf den bewegten Wellen glänzten, und die riesigen Schatten des Doms sich weit hinein in den rauschenden Strom lagerten! Aber auch auf jene kahlen Hügel gießt der Mond sein mildes Licht herab; auch dort leuchten die Sterne der Milchstraße; und auch dort weckt die Nacht Millionen Geschöpfe zum Leben, zur Thätigkeit und zum frohen Genuß ihres Daseyns.«

»Wenige Menschen,« fuhr er fort, »verstehen es, die Natur zu genießen; noch wenigere verstehen es, Freude an ihr zu haben. Der Genuß entschlüpft ihnen, weil sie nur den Genuß suchen; und nur diesen. Die frische Luft, die ungewohnte Bewegung, wirken wohlthuend auf ihre abgestumpften Nerven, und geben diesen für wenige Augenblicke eine neue Spannkraft; die Neuheit, das Überraschende des unmittelbaren äußeren Eindrucks, regt sie an, und entreißt sie für einige Momente der Flauheit ihres Geistes. Das ist Alles! Wenn sie dabey, wie sie es thun, ihre kleinlichen Wünsche

und Sorgen mit in die freye Natur hinausnehmen, wie könnten die Eindrücke derselben Raum finden, sich zu einem großen Gedanken oder zu einem erhebenden Gefühle zu gestalten?«

»Um die Natur zu genießen, müssen wir die Eindrücke derselben mit offner, heitrer Seele in uns aufnehmen; um an ihr Freude zu haben, müssen wir sie lieben. Wie jede Liebe, fordert auch die Liebe zur Natur eine gänzliche Hingebung an ihren Gegenstand. Die höchste Unbefangenheit, die vollkommenste Entschiedenheit dieser Hingebung an die Natur erzeugt, wie in der Liebe, die innigste Vereinigung mit ihr; und nur aus dieser quillt unsere Befriedigung. Wie in der Liebe, ist auch diese innigste Vereinigung mit der Natur ein unaussprechliches Mysterium; ein Aufgehen unsers Seyns in einem andern Daseyn, mit welchem das unsrige in Eins zusammenschmilzt. Es läßt sich nur empfinden, nicht beschreiben. Oft habe ich es empfunden in den heitersten, glücklichsten Augenblicken, beym lauen Hauch, beym regen Weben des wiederkehrenden Frühlings; in der Einsamkeit der Wälder, und in der feyerlichen Stille einer ruhigen Mondnacht. Ich fühlte dann, daß die Lebenskraft, die in meinen Pulsen schlug, keine andere

war, als diejenige, welche alle Adern der Natur durchströmt; und daß mein Leben ein Theil ihres Lebens sey.«

»Doch wie mächtig ein solches Gefühl uns auch ergreife, es ist wenig, und unsere Freude an der Natur nur eine sehr unvollkommene, wenn unser Nachdenken die Empfindung nicht zu einer klaren Vorstellung erhebt, und unsre Freude sich nicht an etwas Haltbareres, als an ein bloßes Gefühl knüpft. Die Betrachtung des rastlosen Spieles unzähliger Naturkräfte vermag dabey für sich allein unsern Geist zu erheben; allein, sie vermag es nicht, ihn dauernd zu erheben. Ja sie hat für die Dauer etwas Niederschlagendes und Trostloses; denn alles Leben in der Natur reift dem Tode entgegen. Wenn auch die Zeugungskraft der Natur eine unversiegliche ist: so stirbt doch Alles hin, was sie hervorgebracht hat, und in endlosem Wechsel zeugt und zerstört sie, was sie gezeugt hat. Der menschliche Geist frägt nach der Bedeutung dieses ewigen Wechsels von Erzeugen und Zerstören im Weben der Naturkräfte, und nach der Beziehung, welche diese zu ihm selbst haben: da das Bewußtseyn seiner selbst im Begriffe des bloßen Naturlebens nicht aufgeht, und ihn über alle Naturkräfte hinaufstellt. Er ge-

wahrt, daß, trotz des ewigen Wechsels von Entstehen und Vergehen, im ganzen Umkreise der Natur nichts der Vernichtung anheimfällt; daß Alles, was da vergeht, in andrer Form wieder geboren wird, und überall aus dem Tode ein neues Leben hervorblüht. Er schließt daraus auf die Unvergänglichkeit seines eigenen Daseyns, ohne in diesem Gedanken mehr, als eine dürftige Befriedigung gewonnen zu haben. Er dringt tiefer in den Zusammenhang der Naturkräfte ein, und — wie enge begränzt seine Forschungskraft auch seyn, wie unvollkommen seine Einsicht auch bleiben mag — er entdeckt überall bestimmte Gesetze. An dem Begriffe von Gesetz scheitern alle Träume des Atheismus und Pantheismus. Das Gesetz muß früher gedacht seyn, eh' es in die Wirklichkeit treten kann. Die Naturkräfte können darum nur das Werk einer von ihnen verschiedenen, selbstständigen Intelligenz seyn!«

»Dieser Glaube allein gibt der Betrachtung der Natur, und der Liebe zu ihr, eine höhere Weihe; so wie er selbst durch sie gestärkt und bekräftiget wird: indem der Freund der Natur sich jeden Augenblick auf diesen Glauben hingewiesen sieht. Er ist es, der unsere Freude an der Natur heiliget:

weil uns diese Freude selbst durch ihn zu einem Geschenk der Güte ihres Urhebers wird.«

»Sie sehen, mein Freund!« schloß er seine Rede, »daß Sie keinen Grund haben, mich zu bedauern, weil die Natur dort, wo ich künftig leben soll, reizloser, als hier, ist. Was der Quell meiner Freude an ihr war, finde ich auch dort in ihr, und würde es auch in einer Wüste, und auf den Eisfeldern des höchsten Nordens, finden. Denn überall ist es die Hand des Ewigen, welche sie gebildet hat; überall ist es der Hauch seines Mundes, welcher sie erhält; und überall wird sie mir daher eine nie versiegende Quelle der Freude und der Beruhigung bleiben.«

2.

Wenn ich Alles zusammenfasse, Othmar, was jemals innere Zerfallenheit und feindseliger Unmuth der menschlichen Natur und dem Leben zum Vorwurf gemacht haben, und wenn ich Alles zugebe, was an diesen Vorwürfen gegründet ist: so muß ich dennoch jene Klage des Dichters

Leben, du bist arm an Freuden,
Nur an Schmerzen bist du reich!

eine ungerechte nennen. Denn mit welchem Recht darf der Mensch dem Leben den Vorwurf machen, daß es an Freuden arm sey, wenn er die Blüthen derselben nicht zu finden und zu brechen versteht? und mit welchem Recht darf er klagen, daß die Natur ihm nur ein karges Maß von Freuden zugemessen habe, wenn es nur von ihm abhängt, die Summe derselben zu vervielfältigen?

Beredte Dichter und Philosophen haben uns wetteifernd die Freuden des Mitgefühls gepriesen. Ich will ihre Lobpreisungen nicht wiederholen; auch

ist dasjenige, worauf ich hier ziele, etwas Anderes, als was man gewöhnlich Mitgefühl zu nennen pflegt. Es ist jene leise Empfindlichkeit, jene rege Empfänglichkeit der Seele, die an Allem Theil nimmt, was den einzelnen Menschen oder sein ganzes Geschlecht angeht: an seiner Freude, seinem Schmerz, seinen Bestrebungen, seinen Hoffnungen, seinen Irrthümern, seiner Schuld, seiner Erhebung, und seiner Entwürdigung; die für alles dieses eine sichere Beziehung zu dem Begriffe und der Bestimmung des Lebens aufsucht, und dadurch Allem eine bestimmte Bedeutung abgewinnt. Diese Theilnahme, Othmar, ist keine bloß lebhafte, und noch minder eine weichliche Rührung; sie ist kein bloßes Mitfühlen und Mitempfinden; kein sympathetisches Mitzucken der Nerven beym Anblick fremder Freuden und fremden Schmerzes: sie ist ein seiner sich klar bewußtes Leben im Leben Anderer, eine Vervielfältigung unsers Daseyns im Daseyn Anderer; sie ist die reinste und edelste Blüthe, der feinste Geist alles Lebens. Ohne diese rege Empfindlichkeit der Seele ist alles Leben, auch das bewegteste, ein wüster Traum und dumpfe Befangenheit.

Einmal hat sich diese Blüthe in jeder Brust erschlossen, wie bald der heiße Strahl des Lebens sie auch versengt, oder der Gifthauch der Leidenschaft sie auch zerstört haben mag: in den glücklichen Tagen der Jugend. Ihr, welcher der Himmel jede freundliche Gabe gegönnt hat, hat er auch diese beschieden. Frägst du, warum die Jugend so reich und so glücklich ist? — Wie sollte sie es nicht seyn? Ihr gehört jede Freude und jeder Schmerz, die jemals eines Menschen Brust bewegt haben; ihr jeder hohe Gedanke, jede begeisternde Empfindung; ihr jede große That der Gegenwart, wie der Vergangenheit!

Bey einem Menschen habe ich jene leise Empfindlichkeit der Seele für jede menschliche Regung in ihrer höchsten Reinheit und Lauterkeit angetroffen, bey —. Ich kann dir seinen Namen nicht nennen; es ist mir nicht eingefallen, ihn darnach zu fragen. In meinen Erinnerungen nenne ich ihn den schönen Jüngling. Und wenn Schönheit der gefallende, uns unwiderstehlich anziehende Ausdruck innerer Harmonie ist; wenn in Allem, was schön ist, ein sanfter Anhauch von Schwermuth mit der Heiterkeit ruhiger Erhebung verschmilzt: so

hätte ich keine richtigere Bezeichnung für ihn finden können, wenn ich auch absichtlich darauf ausgegangen wäre, eine solche zu suchen.

Nur einen Abend und einen Morgen habe ich mit ihm verlebt. Aber nie wird die Erinnerung an diese wenigen Stunden, nie wird sein Bild aus meiner Seele verschwinden; denn nie habe ich eine Stunde meines Daseyns reiner genossen, nie mich so befriedigt gefühlt, wie in seiner Nähe. Es war nicht die Macht der Genialität, nicht die Kraft jugendlicher Begeisterung, welche diesen Eindruck hervorbrachte: es war die stille Erhebung, die heitere Milde eines jeder theilnehmenden Empfindung erschlossenen Gemüthes, die, wo wir sie immer antreffen, bey dem Jüngling oder bey dem Greise, beym Manne wie bey dem Weibe, jederzeit einen unwiderstehlichen Zauber auf uns ausübt.

Er war der Sohn eines armen Predigers im Harzgebirge. Sein Vater war schon während seiner Kindheit gestorben. Ein Bruder seiner Mutter, der nach Österreich gegangen war, und in der Nähe von Wien eine bedeutende Fabrik betrieb, hatte geschrieben, daß er den jüngeren Sohn derselben zu sich nehmen, und ihn für sein Geschäft erziehen wolle. Diesen hatte er nach Wien gebracht. Die

Aufnahme von Seite des Oheims scheint keine erfreuliche, und selbst eine verletzende gewesen zu seyn. Keine Klage! Das Wenige, was er darüber äußerte, verrieth nur dankbare Anerkennung der Wohlthat, und zärtliche Freude an den Hoffnungen seiner Mutter und seines Bruders.

Er erzählte von seiner Mutter, wie ihn die leidensstarke Frau unter Entbehrungen aller Art erzogen, und ihn so weit gebracht hatte, daß er vor zwey Jahren die Universität habe beziehen können; von dem stillen und begnügten Leben, was er dort führe — ein höchst kümmerliches! — von seiner Heimath, von den mühevollen Arbeiten, dem dürftigen Leben und den einfachen Vergnügungen der Bergleute; von ihrer Frömmigkeit, ihrer Gutmüthigkeit und ihrer Genügsamkeit. Ich fragte nach seinen Aussichten. Er hatte keine anderen, als die, nach vollendeten Studien die Stelle seines Vaters zu erhalten, die ihr jetziger Besitzer, ein kränklicher Greis, und sein Verwandter, ihm dann abtreten wolle.

»Und werden Sie zufrieden leben in einer so beschränkten Lage?« fragte ich unbescheiden und unzart.

»»Warum sollt' ich es nicht?«« gab er mir mit der unbefangensten Ruhe zur Antwort. »»Ich ver-

lange nicht mehr. Glauben Sie mir, man kann unter jenen einfachen Menschen recht glücklich leben, wenn man sie liebt, und aufrichtig an ihnen theilnimmt.««

»Und werden Sie das immer können?« fragte ich.

»»Warum sollt' ich es nicht können?«« antwortete er mit einer so ruhigen Unbefangenheit, daß ich wohl sah, der Mißlaut in meinem Gemüthe, welcher mich veranlaßt hatte, so zu fragen, hatte das seinige gänzlich unberührt gelassen.

»Und warum sollte ich es nicht können?« fragte er mich mit der ruhigsten Unbefangenheit.

Ich glaube er hat es gekonnt, welche Entbehrungen und Aufopferungen das Leben auch von ihm verlangt, und welchen Schmerz es ihm auch aufgelegt haben mag. Es gibt Gemüther, welche die Hand der Natur mit so zarten, und dabey so vorhaltenden Saiten bezogen hat, daß sie nicht nur, wie die Saiten der Äolsharfe, bey der leisesten Berührung, erklingen: sondern daß auch weder der kalte Hauch des Hasses, noch die rauhen Griffe des Schmerzes ihre Harmonie zu stören und zu verwirren vermögen.

Eine so glückliche Naturanlage ist beneidenswerth. Und dennoch scheint mir die Empfindlichkeit solcher weichgeschaffener Seelen — nur bey diesen trifft man sie — nicht die wünschenswertheste zu seyn. Wenn der Schmerz ihre Harmonie nur selten stört: so gibt es doch ein Maß desselben, dem es gelingt, sie zu zerstören; und die Kämpfe, welche sie zu bestehen haben, sind meistens nur weniger heftig, nicht weniger peinlich, als bey kräftigeren Naturen. Wenn ihr eigner Schmerz die Theilnahme an fremdem Schmerz auch nicht zerstört: so wird er ihr doch Klarheit, Heiterkeit und Frische nehmen.

Es gibt eine besser begründete Theilnahme, als die natürliche Empfindlichkeit weichgeschaffener Seelen, wie viel diese an sich selbst auch immer werth seyn mag.

Ich hasse sie, jene Flachheit oder Scheinheiligkeit des Gefühls, die das Wohl und Weh der ganzen Menschheit zu umfassen wähnt, oder vorgibt, und die dabey für den Einzelnen weder eine Regung des Mitleids, noch der Mitfreude hat; die mit Sentiments und poetischen Floskeln albern sich selbst täuscht, oder heuchelnd andere zu täuschen

sucht, und die, um ihre Selbstsucht zu überpinseln, sich auf philosophische Maximen und allgemeine Grundsätze beruft. Darum aber ist es nicht minder wahr, daß unser Mitgefühl nur in den letzten und allgemeinsten Ergebnissen einer tieferen Lebensansicht einen festen Boden findet, und daß es eben so sehr von der Klarheit und dem Umfange unsers Erkennens, als von der Erregbarkeit unsers Gefühles abhängt. Wir empfinden den Schmerz Anderer nur dann recht innig, wenn wir die tragische Ansicht des Lebens in ihrer ganzen Tiefe erfaßt, und gelernt haben, welche Macht er über unser Geschlecht ausübt; wie rasch er hereinbricht, wie beharrlich er sein Opfer festhält, und wie grausam er seine Folterwerkzeuge ansetzt. Wie lebhaft die Aufwallungen unsers Mitgefühls bey dem Schmerze des Einzelnen auch seyn mögen: dieser Schmerz ist eine Ausnahme, wenn wir ihn nicht im Reflex jener tragischen Lebensanschauung sehen; wie leicht unsre Theilnahme auch erregt werde: sie wird nur durch diese eine allgemeine. Denn sie läßt uns in keinem einzelnen Falle vergessen, daß auch wir Leibeigene des Schmerzes sind; und gibt unserm Gefühl den rechten Ton und Gehalt, indem sie in der Tiefe ihres Schmerzes selbst den Drang, wie die

Kraft, zum Aufschwunge zur Versöhnung gefunden hat.

Nur wer den Schmerz kennt, nur der kennt die Freude; und nur wer sie kennt, kann sie mitempfinden. Darum läutert die tragische Ansicht des Lebens das Mitgefühl der Freude, wie das des Schmerzes. Nicht so läutert sie die Freude, wie der Egyptier beym fröhlichen Gastmahl das Auge auf das Bild einer Leiche heftete: sondern wie Raphael seinen heitersten Bildern eine sanfte Wehmuth anhauchte. Sie weiß, daß jede Freude vergänglich ist; die des spielenden Kindes, wie die Freude des von Lebenslust glühenden Jünglings; die des Mannes, wie des zitternden Greises: aber sie weiß, daß nicht nur jede sterbliche Freude, sondern auch jeder Schmerz dieses Lebens in eine unvergängliche Freude sich auflösen muß. Und wie das Mitgefühl für die Freude und den Schmerz Anderer: so läutert sie auch das Mitleid mit ihren Irrthümern, als dem allgemeinen Loose der Menschheit, und der unreinen Knospe besserer Erkenntniß; so vereinigt und erhebt sie die Theilnahme an Allem, was Menschen wollen, wirken, schaffen, erstreben und erstrebt haben: weil sie auch in dem Unvollkommenen und Vergänglichen die Kraft und den

Fortschritt zu einer vollkommneren Entwicklung erkennt, und das Hinstreben des Geistes zu einem Ziele, dem die Führung einer höheren Macht nach unverbrüchlichen Gesetzen ihn zulenkt, wie unklar er sich desselben jetzt auch noch bewußt sey.

So erscheint denn jedes Mitgefühl an fremder Freude und an fremdem Schmerz, so wie jede innigere und vorhältige Theilnahme, wie alles Geistige im Menschen, abhängig von der Tiefe und Klarheit seines Erkennens. Sie ist einer zarten Pflanze zu vergleichen, die anfangs nur in einem weichen und lockeren Grunde gedeiht; aber dann nur in festerem Boden tiefere Wurzeln schlägt, und zum kräftigen Stamme emporwächst.

Es ist traurig, Othmar, daß die edelste und zarteste Blüthe unsers Gemüthes, das Mitgefühl für Andere, zugleich die verletzlichste ist; aber es ist so, keine andere hat so viele Feinde; den Schmerz, den Haß, den Unwillen über die Mängel und Verkehrtheiten Anderer, wie über unsre eigenen Schwächen und Unvollkommenheiten. Der Schmerz schont keinen von uns: und der Schmerz macht uns eigensüchtig. Wir fühlen nur das Brennen der eignen

Wunde, und die Stelle, wo wir sie empfangen haben, scheint uns ausschließend der Sitz alles Lebens und aller Empfindung zu seyn. Wir vergessen, daß es noch tausend andere verwundbare Stellen gebe, die wir nicht kennen, und, die kennen zu lernen, wir nicht der Mühe werth finden. Wir achten bey Andern auf keine Wunde, die wir nicht bluten sehen; und halten jede Wunde für geheilt, wenn sie nicht mehr klafft und sich geschlossen hat. Wir verlangen für unsern Schmerz das Recht, ihn in alle vier Himmelsgegenden hinauszuächzen, und verlangen von dem fremden Schmerz, daß er lächle, und auch den leisesten Seufzer erſticke. Wir fordern von Andern eine Theilnahme, die wir ihnen versagen; sie verweigern sie uns: und wir glauben jetzt gutes Recht zu haben, ihnen die unsrige vorzuenthalten.

Nicht weniger eigensüchtig als der Schmerz ist der Haß. Er verlangt, daß Andere die Kränkung, welche ihn erregt hat, wie eine ihnen selbst widerfahrene empfinden, und das Unrecht, welches er begeht, ihm als gutes Recht gelten lassen sollen. Er verweigert Andern das Mitgefühl: weil er glaubt, daß man es ihm mit Unrecht verweigert habe. Das Mitgefühl ist eine Tochter der Liebe:

der Haß tödtet das Kind mit der Mutter. Auch wenn er sie beyde nicht tödtet, stellt er wenigstens das Mißtrauen ihnen zum Wächter, dessen argwöhnische Blicke jede rege Wallung in der beengten Brust gefesselt halten.

Darum, weil die Eigensucht des Schmerzes, die Kränkungen des Hasses, das Bewußtseyn unsrer eignen, das Gewahrwerden der fremden Mängel; weil der Anblick all' des Aberwitzes und der Verkehrtheiten, all' der Thorheiten und Verbrechen, welche die Geschichte der Vergangenheit und jeder Tag der Gegenwart uns vor's Auge stellt, der Erregbarkeit unsers Mitgefühls fortwährend entgegenwirken, und die Saiten desselben herabstimmen und verstimmen: darum müssen wir diesem seine Empfänglichkeit durch ein selbstständiges Aufstreben zur Klarheit des Erkennens zu bewahren suchen, wenn es unter jenen Einflüssen nicht zuletzt gänzlich verdumpfen soll.

Wir können es. Es ist wahr, das Schicksal überschüttet einzelne Menschen mit einer solchen Fluth der herbsten Leiden, daß sie wohl um sich herumsehen und sagen dürfen: Wo ist ein Schmerz,

der dem meinigen gliche? es schlägt ihnen mit so unermüdlicher Grausamkeit Wunde auf Wunde, es preßt mit so erbitterter Härte Thräne auf Thräne aus ihrem Auge, daß es scheint, es wolle ihnen keinen Gedanken an ein fremdes Leiden, keine Thräne für einen fremden Schmerz übrig lassen. Und dennoch wird selbst ein solcher Schmerz keine so unbedingte Herrschaft über uns ausüben, um das Mitgefühl an fremden Leiden, die Mitfreude an fremdem Glück, in uns zu zerstören: wenn wir im eignen Schmerz es uns abgerungen haben, nach seiner Bedeutung zu fragen, und den Weg zu gehen, auf welchem hier die Versöhnung zu finden ist. Nie zerstört bey diesem Aufringen zur Erkenntniß die Macht des Schmerzes das Mitgefühl; nur die weichliche Hingebung an den Schmerz verflüchtigt es.

Vielleicht ist es schwerer, die Empfindlichkeit unsers Mitgefühls gegen die Einflüsse des Hasses, als gegen jene des Schmerzes zu schützen; und auch edle Gemüther vermögen herbe oder lang fortgesetzte Kränkungen zu verbittern. Jeden solchen Einfluß aufzuheben, vermag nur jene Erhabenheit der Gesinnung, nur jene Reife der sittlichen Lebensansicht, die über allen Haß hinaus ist, weil sie in jedem Haß nur einen traurigen Irrthum erkennt. Allein,

selbst wenn wir diese Höhe noch nicht erreicht haben — und es ist schwer sie zu erreichen — wird das Hinstreben zu dieser Erkenntniß uns wenigstens vor dem schleichenden Gifte jenes unmuthigen Grolles bewahren, das alle feinere Fühlbarkeit der Seele abstumpft, und uns auch bey Denjenigen keine frische lebendige Theilnahme mehr erlaubt, von welchen wir niemals eine Kränkung erfahren haben.

Nichts aber sichert unsre Theilnahme an allem Menschlichen vor weichlicher Erschlaffung und dumpfer Erstarrung so sehr, nichts erhält sie so frey vor jeder engherzigen Beschränkung aus Eigensucht, als die lebendige, uns stets gegenwärtige Vorstellung von der Würde der menschlichen Natur. Es hängt von uns allein ab, diese durch selbstständiges Streben zu jenem Grade von Klarheit zu erheben, dessen sie bedarf, um unsre Theilnahme an Anderm stets regsam zu erhalten. Ist aber diese Vorstellung einmal in voller Klarheit im Gemüthe uns aufgegangen: so wird es uns wenig beirren, überall neben der Weisheit die Thorheit, neben der Vernunft den Aberwitz, und neben die erhabensten Denkmähler der Tugend die Schandmahle sittlicher Entwürdigung hingestellt zu erblicken. Denn was der menschlichen Natur ihre Würde verleiht, ist

ein Ewiges und Unzerstörbares; ein leuchtendes Siegel, welches die Thorheit nur verdunkeln, nicht auslöschen, das Verbrechen nur beflecken, nicht vertilgen kann. Es wirkt, strebt, ringt, rastlos, unaufhörlich, in jeder Menschenbrust nach seiner Entwicklung; auf dieselbe Weise, nach denselben Gesetzen, wie in unsrer eigenen. Der Mensch kann an dem Menschen nur dann theilnahmslos vorüber gehen, wenn ihm, sey es für Augenblicke oder für Jahre, der Begriff von der Würde seiner geistigen Natur verloren gegangen ist.

Wenn Dichter und Philosophen vom Mitgefühl sprechen: so preisen sie uns die Wollust der Thränen, die wir bey dem Schmerz oder bey der Freude Anderer vergießen. Sie haben Recht; und es gibt wohl nur wenige Menschen, denen die Wollust solcher Thränen fremd wäre, und welche nie dergleichen bey dem Schmerz eines Unglücklichen, oder bey der Freude eines Glücklichen, geweint hätten. Die Theilnahme an dem einen, wie an der andern vervielfältigt unsre reinsten und edelsten Genüsse. Wo aber diese Theilnahme aus einer tiefern Ansicht des Lebens und aus dem lebendigen Begriff von der Würde der menschlichen Natur hervorquillt: da befruchtet und vervielfacht ihr Strom

unser Leben noch auf eine andere Weise. Da weist jeder Schmerz uns auf die Kraft zum Widerstande und die Hoffnung seiner Versöhnung; jede Freude auf die Bedingungen zurück, unter welchen es uns erlaubt ist, sie zu erringen und zu bewahren; da belebt das Mitleid mit dem Irrthum die Begeisterung für die Wahrheit; da weckt und nährt die Theilnahme an dem Streben Anderer, das Gute und Schöne zu fördern, den Muth zu gleichem Streben in uns: da wird das Mitgefühl, indem es jede unsrer besseren Kräfte fortwährend anregt, uns zur Schule jener heiteren Weisheit, der das Leben weder allzu arm an Freuden dünkt, noch allzu reich an Schmerzen zu seyn scheint.

3.

Das Portrait, welches über meinem Pulte hängt, Othmar, und von welchem Uffo Dir gesagt hat, ist das Bild des gelehrten Orientalisten Simon Ockley, welcher sein ganzes Leben den Studien über die Geschichte der Vorzeit Asiens widmete. Ohne eigenes Vermögen, ohne fremde Unterstützung, drang er in diesen mühsamen, und ohne große Kosten kaum unternehmbaren Untersuchungen, weiter vor, als irgend einer seiner Vorgänger. Die Zueignung seines Werkes an den Carl von Oxford schrieb er im Gefängniß zu Cambridge Castle, wo er mehrere Jahre wegen Schulden sitzen mußte. Diese Vorrede ist mit einer Art von Triumph geschrieben; mit dem Enthusiasmus eines Martyrers, der seiner guten Sache Alles, selbst sein Leben, zu opfern bereit ist. Auch seine vortreffliche Geschichte der Saracenen ist ganz im Kerker geschrieben; und so wenig konnte dieses harte Schicksal seinen Muth beugen, daß er in der Vorrede zu diesem Werke sein Loos sogar für ein vorzügliches und beneidenswerthes hält. »Man wird

vielleicht Anstand nehmen, mir zu glauben,« schreibt er, »aber ich muß es dem ungeachtet sagen, wie es der Wahrheit vollkommen gemäß ist. Ich habe in diesem Gefängniß, in welchem ich wegen der für mein Werk gemachten Schulden sitze, mehr wahre Freyheit des Geistes, mehr Zufriedenheit und Ruhe gefunden, als je früher außerhalb dieser Mauern.«

Wie jenes Bild jetzt über meinem Pulte hängt: so hing es einst über dem Pulte meines Freundes Lothar, der einzige Schmuck seiner dürftigen Wohnung. Doch nicht zum Schmuck, zur Sühne hatte er es dort aufgehangen; zur Sühne dafür, daß er an der Wissenschaft gefrevelt hatte. »So oft ich,« sagte er mir eines Tages, »den Blick zu diesem Bilde erhebe, finde ich mich veranlaßt, mir meine Thorheit vorzuwerfen und sie zu bereuen. Hatte, frage ich mich dann, jener Mann kein Auge für die Reize des Weibes, kein Ohr für die Laute des Frohsinns, keinen Gaumen für den Wohlgeschmack leckerer Gerichte, und keine Zunge für den Genuß ausgesuchter Weine? Ich sehe ihn dann sinnend vor einem schwer zu entziffernden Pergamente in seinem Kerker sitzen, unbekümmert um

das Treiben außerhalb desselben, wo die Einen unter schwerer Arbeit stöhnen, um sich eine Stunde dürftigen Genusses zu verschaffen, und Andere mit gieriger Hast nach Vergnügungen rennen, die ihnen vielleicht ihre Gesundheit, ihre Kräfte, ihr Vermögen und ihre Ehre kosten werden, oder mindestens mit weit mehr Zwang, Sorge und Aufopferungen erkauft werden, als sie werth sind; ich sehe ihn Abends sich zu ruhigem Schlummer auf sein hartes Lager strecken, und es mit gestärkter Kraft wieder verlassen, wenn Jene nach einer mit müden Sinnen durchgeschwelgten Nacht erschöpft auf das ihrige hintaumeln. Wenn ich dann dabey in seinen stets heiteren Zügen die ungetrübte Ruhe seiner Seele, und in dem von Zeit zu Zeit aufflammenden Auge den muthigen Aufschwung seines Geistes lese: dann bedaure ich es tief, die wahre Freyheit des Geistes nicht in mir selbst gesucht, und den Werth der Wissenschaft verkannt zu haben.«

Es ist leicht, die Wissenschaften zu preisen: aber es ist schwer, ihren vollen Werth richtig zu begreifen. Am schwersten für den Jüngling. Wir lernen den Werth dieser Mine erst dann kennen,

wenn wir sie lange Zeit mit Glück und Mühe ausgebeutet haben. Der Jüngling scheut diese Mühe nicht: aber er will schnell reich werden. Er stößt auf taubes Gestein, wo er gediegne Erzadern erwartete. Was er aus dem mit Mühe gewonnenen Gut ausscheidet, dünkt ihm wenig zu seyn; und auch dieses Wenige ist nicht durchaus ächtes Gold. Er fordert von der Wissenschaft sichere, fruchtbare, unmittelbar anwendbare Ergebnisse für das Leben: weil er fühlt, daß er solcher im Leben bedürfen werde; er will sie erringen, um sie rasch und kräftig zu brauchen: aber was er heute errungen hat, das muß er morgen wieder wegwerfen. Er hat seinen Führern vertraut: und sie haben ihn getäuscht. Sie waren selbst getäuscht worden von den Führern, welchen sie gefolgt waren; diese wieder von anderen. Und nicht Einzelne bloß haben sie getäuscht: sie haben ihr ganzes Volk, ihre Zeit, ihr Jahrhundert mit ihren Irrthümern angesteckt. Welchem Führer soll er jetzt folgen? Er glaubt keinem mehr vertrauen zu können, und frägt nun wie Pilatus: Was ist Wahrheit? Er wendet sich jetzt feindselig gegen die Wissenschaft, und behandelt sie verächtlich. Er hält den kecken Übermuth, mit welchem er sie behandelt, für Energie des Geistes, und die

Albernheit läßt seine Anmaßung gelten, oder bewundert sie wohl auch. Seine frühere Begeisterung für die Wissenschaft ist ihm jetzt bis auf den Wunsch verschwunden, in ihr innerstes Heiligthum einzudringen. Und nicht Begeisterung und Wunsch allein: mit der Zeit ist ihm auch die Kraft dazu entschwunden. Er endet damit, gegen die Wahrheit gleichgültig zu seyn, oder an ihr zu verzweifeln.

Die Geschichte des menschlichen Geistes ist die Geschichte seiner Irrthümer. Die Befangenheit, die Täuschungen, die Irrthümer, die Mißgriffe des Einzelnen wiederholen sich in dieser Geschichte bey allen Generationen und in allen Jahrhunderten; und nicht minder beklagenswerth, und zum Theil unbegreiflich, erscheinen sie uns bey diesen, als bey jenem. Jahrhunderte bauen an einem System; alle geistigen Kräfte sind darauf gerichtet, es seiner Vollendung entgegen zu führen; Tausende suchen in dieser Vollendung ihren Ruhm, und in dem Streben, dafür thätig zu seyn, die Bestimmung ihres Lebens. Das Ziel ist erreicht; der Bau ist vollendet. Aber schon hat die Zeit seine Grundfesten unterwaschen, und er stürzt zusammen

in wüste Trümmer. Was dem einen Jahrhundert als die höchste Weisheit galt, nennt das darauf folgende Aberwitz; es weist ihm seine Irrthümer nach; es beklagt oder verhöhnt seine ungeheuren Anstrengungen; es weiß davon keinen Gebrauch zu machen, und bedauert die darauf verwandte Mühe. Es bewegt sich mit dem nämlichen Aufwande von Kraft und Zeit, mit der nämlichen anmaßenden Zuversicht, den unbedingt richtigen Weg gefunden zu haben, in einer entgegengesetzten Richtung, und hat, wenn es am Ziele angelangt ist, wie jenes frühere geirrt; es wird, wie jenes, angeklagt, bedauert, verspottet, verachtet, und seine Leistungen werden, wie die jener früheren Zeit, in den Schutt geworfen. Wenn sich der menschliche Geist in diesen Anstrengungen erschöpft hat, und in Ohnmacht und Erstarrung versinkt, und nun eine jener großen Umwälzungen eintritt, welche die Erde erneuern: dann beginnt er, aus seiner Ohnmacht erwacht, die neue Lebensperiode mit einer neuen Kindheit; dann strebt und ringt er, wenn er erstarkt ist, aufs neue, und irrt aufs neue, und gibt den einen Irrthum auf, um ihn immer wieder gegen einen andern zu vertauschen, und endet zuletzt verzweiflungsvoll mit der Frage: Was ist Wahrheit?

Und dennoch ist es die Geschichte des menschlichen Geistes allein, die uns hier trösten und erheben, und über den Werth der Wissenschaft uns richtig belehren kann. Was die Krankheit erzeugt, heilt sie auch; was uns niederdrückt, dient auch, um uns aufzurichten. Wenn sich in ihr fortwährend das traurige Schauspiel des Irrthums wiederholt: so zeigt sie uns auch, daß jeder Irrthum in sich selbst zusammenbrach, und zusammenbrechen mußte, weil er Irrthum war. Jede Verneinung aber setzt eine Bejahung; der Irrthum selbst setzt die Wahrheit voraus. Wenn der Irrthum in sich selbst unhaltbar, wenn er nothwendig durch sich selbst zusammenbrechen muß: wie erhielten sich die Generationen, die Jahrhunderte, die Jahrtausende, welche ihrem Wissen ihr Leben anvertrauten? Wie sie auch irren mochten: ihrem Irrthum mußte Wahrheit beygemischt seyn. Der Irrthum kann nur zerstören; wenn nicht alles Leben sich zerstört und aufreibt: so muß es eine Wahrheit für das Leben geben.

Was die Natur schafft und wirkt, schafft und wirkt sie nach dem Gesetze der strengsten Sparsam-

keit: und das nämliche Gesetz herrscht auch im Reiche des Geistes. Die Welt wird durch ein Minimum von Weisheit und richtiger Einsicht regiert. Wie oft eine einzige klar erkannte und streng befolgte Maxime den Lebensklugen zwischen allen Klippen durch dem Glück in die Arme führt: so ist es eben so oft eine einzige im Bewußtseyn des geistigen Lebens der Generationen und Völker vorhandene Wahrheit, welche ihr Glück blühend erhält, oder ihren Untergang verzögert und hinausschiebt. Man pfropft uns schon voll mit der Weisheit der Alten und der Neueren, wenn wir noch in den Kinderschuhen gehen: und doch enthalten zwey, drey Sprüchwörter Alles, was wir bedürfen, um gut und glücklich zu leben, und um ruhig zu sterben.

Es bedarf nur Augenblicke, um ein Gesetz der Natur kennen zu lernen: aber es bedarf ein Menschenleben, um es zu erkennen, und es bedurfte tausend Menschenleben, um es zu erforschen. Dasselbe gilt von jedem historischen und philosophischen Wissen; von jedem Grundsatze, von jeder Regel, von der einfachsten Maxime des Lebens. Wir wissen nur das, was wir im Detail, und nach allen seinen Beziehungen wissen. Und das ist es, worin sich der Werth der Wissenschaft am unzweydeutigsten

uns offenbart. Die einfachste Wahrheit ist erst dann unser Eigenthum, wenn wir sie klar und sicher nach allen ihren Beziehungen erkannt und erfaßt haben; und nur durch die Wissenschaft gelangen wir dazu, sie so zu erfassen.

Der Werth der Wissenschaft wächst und nimmt ab, nach ihrer näheren oder entfernteren Beziehung auf das Glück und den sittlichen Werth des Lebens: aber es gibt keine Wissenschaft ohne alle solche Beziehung. Alles Wissen ist aus dem Leben hervorgegangen, und hat darum eine bestimmte Beziehung zum Leben. Diese Beziehung erfassen, heißt den Geist der Wissenschaft erfassen: und nur so erfaßt, kann sie auf das Leben zurückwirken.

In jeder Wissenschaft prägt sich ein Stück der Geschichte des menschlichen Geistes aus. In jeder hat der menschliche Geist nach den nämlichen Gesetzen gestrebt, gerungen, geirrt, sich verirrt und sich zurecht gefunden. Aus der Geschichte jeder Wissenschaft lassen sich diese Gesetze lernen. Es gibt keine unfruchtbare Wissenschaft.

Mögen sie geirrt haben, Alle, die da irrten! mögen die Ausbeuten ihrer mühevollen Anstrengungen von einer spätern Zeit zum Schutt geworfen worden seyn! Sollte der große Grundsatz: Es gibt im Leben nichts Vereinzeltes, überall gelten, und nur hier nicht? War denn ihre Mühe, war ihr Schweiß, waren ihre Nachtwachen, waren die Entbehrungen, die Entsagungen, die Aufopferungen, denen sie sich aus Liebe zur Wissenschaft unterzogen, waren sie denn verloren für ihre Mitzeit, für ihr Jahrhundert, und — für sie selbst? Ist es nicht ein Gesetz der menschlichen Natur, daß wir nur durch den Irrthum weiser werden? Und wenn eine spätere Zeit weiser ist, als sie und ihre Zeit es waren: hat sie es nicht ihren Irrthümern zu danken, und den Goldkörnern, welche sie mit dem tauben Gestein des Irrthums zu Tage förderten, und die sie nützt, undankbar diejenigen schmähend, welche sie mit Mühe gewannen und ihr zu leichtem Gebrauch als lachenden Erben überlieferten. Oder war ihre Mühe für ihre Mitzeit und sie selbst verloren? Haben sie nicht auf ihre Zeit gewirkt; wo sie nicht irrten, erweckend und ermuthigend: und selbst wo sie irrten, im Sinne ihrer Zeit, und darum selbst dann noch den geistigen Entwick-

lungsprozeß derselben fördernd. Hat endlich ihr Streben sie nicht den Besten ihrer Zeit verbündet, und gibt es ein festeres und edleres Band, als dasjenige, welches durch das gleiche Streben nach einem rühmlichen Ziele geknüpft wird?

Daß das Bewußtseyn in der Wissenschaft ein edles, unsers Geistes würdiges Ziel gewählt, und feste Ansprüche auf unsre eigne, wie auf fremde Achtung uns erworben zu haben, innerliche Sicherheit und ein wohlbegründetes Gefühl unseres Werthes in uns begründet; daß es die Regsamkeit unsers Geistes immer frisch und lebendig erhält; daß es ihm fortwährend ein stechender Sporn zu selbstständiger Erhebung wird, und daß es ihn dadurch allem Gemeinen, allem Unedlen und Niedrigen entfremdet: das, Othmar, ist es, was der Wissenschaft einen unbedingten Werth gibt, und uns, wenn wir ihr mit treuer Liebe anhängen, nöthigenfalls auch im Kerker noch frey und glücklich seyn läßt.

4.

Was soll ich nur mit dem Blatte, Othmar, welches du mir gesandt hast? Ich danke dir für dein Geschenk; aber was soll ich mit dem Blatte? Es sieht sich recht hübsch an; und, im Sinne der französischen Schule, läßt sich die Zeichnung correct nennen. Die Deutung kann nicht zweifelhaft seyn. Das geflügelte Götterkind soll die Kunst seyn, und um ihre Apotheose zu feyern, hat der Künstler den ganzen Olymp auf seinem Blatte versammelt. Wie gesagt, es sieht sich recht hübsch an; aber — es hat mich kalt gelassen.

Betrachte dir dagegen einmal die Federzeichnung, welche ich dir hier mitsende, und die du mir durch Uffo wieder zurücksenden wirst. Leo warf sie eines Tages, an meinem Fenster sitzend, auf das Papier, im wehmüthigen Gefühle seines, bey dem ächten Beruf zur Kunst, nicht zur Reife gediehenen Kunststrebens: weil die Kunst ihm nicht das letzte und höchste Ziel seines Strebens gewesen war. Er hatte noch andere Götter neben dem Gott in seiner Brust. Er vermochte sich von jenen nicht

loszureißen, und diesen nicht zu verläugnen. Er bekannte, verehrte, und pries ihn mit klarer und beharrlicher Anerkenntniß: obwohl er an ihm gefrevelt hatte. In diesem Sinne glaub' ich, hat er das Blatt gezeichnet. Auch hier ist eine Apotheose der Kunst.

Die Flamme auf dem Scheitel, Pinsel und Winkelmaß in der Rechten, so wie die zu seinen Füßen liegende Leyer, bezeichnet dir den an der Erde sitzenden Knaben hinreichend als den Genius der Kunst. Die Frau, welche, den offenen Mantel um die Schultern, neben ihm steht, ist keine andere, als Penia. Indem der Knabe, mit dem wunderbaren Ausdruck ahnungsvoller Heiterkeit im Auge, mit der Linken nach der anbrechenden Morgenröthe hindeutet, scheint er zu sagen: »Dort ist, was du bedarfst, und was du suchest.«

Du findest den Gedanken des Künstlers, die Kunst als ein Kind des Bedürfnisses darzustellen, sonderbar. Ein Kind der Begeisterung ist sie, sagst du. Und ist nicht die Begeisterung selbst ein Kind des Bedürfnisses? des reinsten, edelsten und höchsten, welches der Mensch zu empfinden vermag.

und des allgemeinsten. Denn es gibt keinen so tiefen Grad von geistiger Stumpfheit oder sittlicher Versunkenheit, daß die Sehnsucht nach dem Schönen ihm fremd wäre. In jedem Menschen lebt die Vorstellung von einem in sich selbst Vollendeten, wie es die Wirklichkeit ihm nirgends bieten kann. Wie unvollkommen diese Vorstellung an sich selbst auch sey: immer ist sie eine ihrem geistigen Gehalt, wie der Form ihrer äußeren Erscheinung nach, eine in sich selbst harmonisch abgeschlossene. Das Wesen der Schönheit besteht in nichts Anderem, als in der Harmonie sowohl des geistigen Seyns, als seiner äußeren Erscheinung, und der innigsten Verbindung des einen mit der anderen. In dieser Harmonie liegt aller Zauber der Schönheit. Weil diese dem Gehalt, wie der Form nach, eine in sich abgeschlossene und vollendete ist, gewährt sie dem Geist eine heitere Befriedigung.

Jede Befriedigung aber setzt ein Bedürfniß voraus.

Die Harmonie des geistigen Theiles der Schönheit vollendet sich in der Unbedingtheit des Begriffes. Der mildeste Mensch ist in der Wirklichkeit nicht immer milde; der heiterste nicht immer heiter;

der ernsteste nicht immer ernst. Wir denken, als geistigen Bestandtheil des Schönen, Ernst, Milde, Heiterkeit, einzeln, oder, wie bey dem Jupiter des Phidias, als göttliche Hoheit in innigster Vereinigung, immer als ein Unbedingtes, und darum als ein harmonisch in sich selbst Abgeschlossenes.

Der Begriff von Kraft kann erhaben, aber kein Begriff kann an sich selbst schön seyn. Als geistiger Bestandtheil des Schönen bedarf er der Form.

Die Schönheit der Form beruht auf der Harmonie der Verhältnisse; aber sie besteht nicht in ihr. Daß die vollkommenste Harmonie der Verhältnisse in der menschlichen Bildung, der höchsten Manifestation der Schönheit, uns kalt lassen kann, wenn sie des geistigen Ausdrucks entbehrt, beweist dieses unwidersprechlich. Aus manchen Verhältnissen und Verschlingungen bloßer Linien weht uns ein geistiger Hauch an, und nur diese sind es, die wir schön nennen. Die geistige Beziehung ist die Seele; daß sie die Form in allen Theilen harmonisch durchdringe, die Bedingung aller Schönheit.

Alles Geistige ist unbegränzt. Es besteht nicht als ein Vereinzeltes, wenn es auch der Begriff nach dem Besonderen seiner Erscheinung als ein Einzelnes abschließt. Alles Geistige hat in dieser Begränzung eine Beziehung zu einer höheren Potenz des geistigen Seyns, bis hinauf zur höchsten, zu Gott. Darum kann uns die Darstellung des Geistigen in der Begränzung der Form nur dort befriedigen, wo der Vorwurf derselben eine solche Beziehung nicht ausschließt, oder wo die Darstellung zu ihr hinführt. Darum ist alle höhere Kunst symbolisch, Andeuterin und Dolmetscherin des Göttlichen; darum ist sie ein Kind des Bedürfnisses; des reinsten, edelsten und erhabensten; des Bedürfnisses, an der Idee des Göttlichen uns zu erheben und aufrecht zu erhalten.

Wir haben nicht alle Hände; die Meisten von uns sind, wie Lessings Raphael, ohne Arme geboren. Das Ideal, welches in unsrer Brust verschlossen ist, umhüllt ein Schleyer, wie die Bildsäule der Isis. Wie wir auch streben, ihn zu lüften: wir vermögen es nicht; und nicht selten geschieht es, daß dieses fruchtlose Streben uns zur

peinlichen Qual wird. Allein selbst wenn es uns gelingt, die Züge unsers Ideals mit größerer Bestimmtheit zu erfassen: so ist dieses für unser Bedürfniß noch immer nicht hinreichend. Was die theuerste und edelste Blüthe unsers geistigen Lebens, was das Heiligthum unsrer Brust ist: wir wollen es außer uns, wir wollen es als ein Wirkliches schauen; wenn es in der Wirklichkeit gleich nie in so reiner Form, wie in unserm Bewußtseyn vorhanden ist, und nie in jener Unveränderlichkeit bestehen kann, die wir in diesem nie davon getrennt denken. Und hier ist es, wo die Kunst unserem Bedürfniß entgegenkommt. Was uns nur in schwanken Umrissen, was uns nur in dunkler Ahnung vorschwebt: das erfaßt die Kunst als ein Lebenskräftiges, und stellt es hin in der sinnlichen Erscheinung. Ob es in der Wirklichkeit auch nirgends anzutreffen sey: es ist kein leeres Traumbild unsrer Seele. Wie in unsrer Seele, ist, war es, in der Seele des Künstlers; war, ist, wird es in jeder Seele seyn, der es in seiner Schöpfung sich offenbart. Mag das Zufällige in der äußeren Erscheinung derselben in der Wirklichkeit auch gar nicht vorhanden, oder doch dem Wechsel unterworfen seyn: der Geist, der in seinem Abbilde lebt, ist

keinem Wechsel unterworfen, er ist ewig und unvergänglich.

Die Kunst erzeugt die Ahnung des Göttlichen nicht: sie weckt sie nur aus ihrem Schlummer. Sie schlummert in jeder Menschenseele: aber nicht in jeder erwacht sie zur Klarheit des Bewußtseyns. Die Klarheit aber ist das Element der Kunst, wie sie das Element des Wissens ist; so oft ein beschränkter oder überschwenglicher Kunstenthusiasmus dieses auch geläugnet hat.

Was dieses soll, Othmar? Es soll die Bedingung andeuten, unter welcher die Kunst ihre Wunder an uns ausübt, und unter welcher es uns erlaubt ist, in ihr Heiligthum einzugehen. Wenn sie eine Dolmetscherin des Göttlichen ist: so wird immer etwas darauf ankommen, welchen Grad von Gelehrigkeit und Empfänglichkeit für ihre Offenbarungen wir zu diesen mitbringen.

Die Seele der Kunst ist die Begeisterung. Begeisterung ist der höchste Aufschwung der Liebe zu einem Gegenstande, von dessen Vollkommenheit wir gänzlich erfüllt sind. Ist nun diese Begeisterung ein bloßer blinder Drang, eine bloße Wallung? Wir lieben nur jene Vollkommenheit, welche

wir als eine solche klar erkannt haben. Wenn nicht: so kann jeder nächste Augenblick uns irre machen, oder enttäuschen. Wie könnte also die Begeisterung für die Kunst der Klarheit des Erkennens entbehren?

Nicht die bloße Form: der Geist, der sie belebt, ist es, der in den Schöpfungen der Kunst auf uns wirkt. Der Geist, der in einem Werke der Kunst lebt, ist nichts Vereinzeltes, und nur durch den Begriff nach dem Besonderen seiner Äußerung ein Abgeschlossenes. Er hat in dieser Begränzung den Grund seines Seyns in der Beziehung zu einer höhern Potenz, bis zur höchsten, zu Gott. Hier ist es denn, wo Kunst und Erkenntniß sich begegnen. Darum findet die Kunst, wie alle Erkenntniß des Lebens, nur in Gott ihren Abschluß. Darum kann sie nur in einem reinen, von der Sehnsucht nach dem Göttlichen erfüllten Gemüth gedeihen, und nur von einem solchen begriffen werden.

Weil in der Brust des Menschen die unzerstörbare Sehnsucht nach dem Göttlichen liegt: darum ist die Kunst ihm ein Bedürfniß; und darum richtet sie ihren Blick auf die Morgenröthe eines künftigen Lebens: weil jenes Bedürfniß nur in diesem seine volle Befriedigung finden kann.

5.

Vier Flüsse, Othmar, strömten durch das Paradies, und vier Quellen der Freude — Quellen des Lebens — strömen hin durch das Leben für Jeden, der sie aufsucht, und aus ihnen zu schöpfen versteht. Freude an der Natur, Mitgefühl, Wissenschaft und Kunst sind ihre Namen. Eine fünfte Quelle der Freude strömt in unsrer eignen Brust; die der Eintracht mit uns selbst. Wenn diese in unsrer Brust verschlossen oder versiegt ist: so ist es uns auch nicht vergönnt, aus jenen zu schöpfen. Weder die Natur, noch das Mitgefühl; weder die Wissenschaft, noch die Kunst, hat eine Freude für den, der mit sich selbst nicht einig ist.

»Die Ruhe der Seele,« sagt Werther, »ist ein herrliches Ding, und die Freude an uns selbst; wenn das Kleinod nur nicht so gebrechlich wäre, als es schön und kostbar ist.«

Wenn es aber auch gebrechlich ist: muß es denn immer brechen? und ist es durchaus unmöglich, es uns zu bewahren?

Nicht nur möglich scheint die Sache: sondern auch leicht. Denn um immer an sich selbst Freude zu haben, und um immer mit sich selbst zufrieden und einig zu seyn, braucht man, scheint es, nur ein Geck zu seyn. Es gehört aber zum Begriff eines Gecken, daß er gerade so gut, edel, witzig, geistreich und genial zu seyn glaube: als er beschränkt, engherzig, albern, abgeschmackt, und vielleicht auch boshaft und tückisch ist; daß er seine Anmaßung für edles Selbstgefühl, seinen Hochmuth für eine hohe Gesinnung, seine Ruhmredigkeit, weil sie eine gleißende, für Bescheidenheit, und seine Grimassen für Anmuth des Geistes; mit einem Wort, daß er alle seine Mängel und Gebrechen für baare Tugenden und Vorzüge halte; daß er es darum nie müde werde, sich in seiner eignen Trefflichkeit zu bespiegeln, und darum auch an sich selbst alle Tage des Jahres hindurch eine recht tüchtige Freude habe.

Es gibt Menschen, die oft durch ihr ganzes Leben den Keim einer tödtlichen Krankheit mit sich herumtragen, ohne daß diese zum Ausbruch käme: und so gibt es auch Gecken, denen es ihr ganzes Leben hindurch vergönnt ist, Gecken zu seyn, ohne in ihrer Einbildung im Geringsten gestört zu werden. Aber so günstig erweisen sich die Lebensgötter

den Gecken nur selten. Sie bereiten ihnen auf manche Weise Enttäuschungen, die sie, wäre es auch nur auf kurze Zeit, aus ihren lieblichen Träumen von sich selbst aufrütteln; oder bringen sie mit Menschen zusammen, die es ihnen merken lassen, und es ihnen gelegenheitlich auch sagen, daß sie sie verachten. Ja Manchem geben sie zu seiner Einbildung, wie groß diese auch seyn mag, in wunderbarer Zumischung, eine dunkle Ahnung von dem bey, was er ist; und ein solcher Geck ist unstreitig am schlimmsten daran. Er muß sich mit jedem Morgen aufs neue vordemonstriren, er sey, was er nicht ist, und er sey nicht, was er ist, um sich in seiner Geckerey gehörig festzusetzen; und zu welchem Grad von Virtuosität er es in dieser Übung auch gebracht habe: das Kleinod zerbricht ihm doch alle Augenblicke unter der Hand, und er muß es jeden Tag aufs neue wieder zusammenleimen.

Kann es ächter Gehalt sich besser bewahren? Nein. Das Seyn reicht hier, an und für sich selbst, nicht weiter, als der Schein; und unbedingt reicht das gerechteste Selbstgefühl des tugendhaftesten Mannes eben so wenig aus, als das einge-

bildete des Gecken, um ihm das Kleinod der Zufriedenheit mit sich selbst zu sichern. Denn eben die Unzufriedenheit mit uns selbst ist uns als Sporn und Ferment all' unsers Strebens nach unsrer intellectuellen, wie nach unsrer moralischen Entwicklung gegeben: und eine unbedingte Zufriedenheit und Eintracht mit uns selbst ist für uns erst dann denkbar, wenn wir am Ziele der möglichen Entfaltung aller unsrer geistigen Kräfte schon wirklich angelangt sind.

Denke dir nämlich ein stätiges Fortschreiten zu diesem, in unberechenbarer, unendlicher Ferne liegendem Ziele: so wird dem Strebenden in jedem Stadium das Bewußtseyn bleiben, daß es nicht erreicht sey; und mit diesem Bewußtseyn das Gefühl seiner Unvollkommenheit und die Sehnsucht nach einem vollkommneren Zustande. Dieses Gefühl kannst du ihm in keiner Periode seines Fortschreitens nehmen, oder aus seinem Seyn wegdenken; du kannst, wie du ihn dir dabey auch fortgeschritten, und darum glücklicher, denken willst, es dir nur versöhnt denken. Versöhnt aber kannst du es dir nur durch das denken, wodurch allein jede Sehnsucht nach einem unerreichten Ziele versöhnt wird; durch die Zuversicht, es sicher zu er-

reichen, und das Gefühl der zu diesem Zwecke angewendeten Kräfte. Du wirst also in jedem Stadium des Fortschreitens der intellectuellen und sittlichen Entwicklung diese Versöhnung dir als eine durch erhöhte Zuversicht, und das erhöhte Gefühl der strebenden Kraft, vollkommnere denken müssen. Was du dir aber in diesem Falle als ausgleichend für ein künftiges Fortschreiten denkst: das ist die einzige Ausgleichung, welche uns auch in unserm gegenwärtigen Zustande das Kleinod des Friedens und der Eintracht mit uns selbst zu retten vermag.

Ich erinnere mich, eines Tages mit Lothar über diesen Gegenstand eine Unterredung gehabt zu haben.

»Der Mensch ist nicht geschaffen,« sagte er, »einer vollkommnen Ruhe und eines ungestörten Friedens mit sich selbst zu genießen. Diese Ruhe wäre Stillstand; der Stillstand Rückschritt. Er kann einer vollkommnen Eintracht mit sich selbst nicht froh werden, ohne ein unbedingt befriedigendes Zeugniß seines Selbstgefühls; eine solche Befriedigung aber gibt es nicht für ihn: weil jeder Fortschritt seiner intellectuellen, wie seiner sittlichen

Bildung, ihn zwingt, höhere Forderungen an sich zu stellen, und seiner Mängel sich bewußt zu werden.«

»So ist es denn hier seine Aufgabe, eine Versöhnung des Gefühls seiner Mängel, und in ihr den ihm erreichbaren Grad von innerer Ruhe und Eintracht mit sich selbst zu finden.«

»Es kann scheinen, als ob es einen Grad von Beschränktheit der Erkenntniß gebe, welcher keiner solchen Versöhnung bedürfe, weil er jede innere Unruhe ausschließe. Das aber ist Täuschung. Es gibt keinen solchen Zustand; und am wenigsten kann er ein vorhaltender seyn. In unserm geistigen, wie in unserem physischen Leben, ist Alles in beständigem Flusse. Wie die physische Kraft unaufhörlich geschäftig ist, um was den Bedingungen des Lebens entgegen ist, umzugestalten oder wegzuschaffen: eben so ist die geistige Kraft rastlos thätig, um Alles zu entfernen und umzuwandeln, was der Gesundheit des Geistes zuwider ist. Diese Thätigkeit ist darum nicht minder vorhanden, weil wir sie nicht immer gewahr werden; wie wir auch die Thätigkeit der physischen Natur erst dann gewahr werden, wenn sie ihr Werk so weit gefördert hat, daß es in einer bestimmten Form zur Erscheinung gelangt.«

»Die Ärzte behaupten, es gebe aus Tausenden nicht Einen, der vollkommen gesund sey. Mit der Gesundheit des Geistes geht es nicht anders. Wir halten uns für gesund, weil wir uns nicht krank fühlen, und weil uns der Begriff einer vollkommenen Gesundheit des Geistes mangelt. Wenn aber das Gefühl unsrer Kränklichkeit und das Bedürfniß der Heilung einmal in uns erwacht, und zum Bewußtseyn gediehen ist: dann erwacht mit ihm zugleich eine Unruhe in unsrer Brust, die nicht mehr von uns weicht, und die unser Leben immer zwiespältiger zerreißt, wenn wir sie nicht zu versöhnen wissen.«

»Die Versöhnung aber liegt in dem selbstbewußten Streben nach der möglichst vollkommenen sittlichen Erkenntniß.«

»»Nicht im sittlichen Handeln? fragte ich.««

»Ist denn das nicht Eines?« fragte er entgegen. »Erzeugt die wachsende Klarheit des Erkennens nicht überall in gleichem Grade die Geneigtheit und das thätige Bestreben, demselben entsprechend zu handeln? und fällt mit dem höchsten Grade von Klarheit und Entschiedenheit des Erkennens das Handeln nicht, als ein Nothwendiges, von selbst zusammen? Wo uns das sittliche Handeln

hinter dem sittlichen Erkennen zurück zu bleiben scheint, beruht eine solche Wahrnehmung immer auf einer psychologischen Täuschung. Das letztere hat dann jenen Grad von Klarheit und Entschiedenheit, welchen wir ihm beylegen, noch nicht wirklich erreicht: oder, was meistens der Fall ist, sein Einfluß wird durch die größere Lebhaftigkeit ihm widersprechender Vorstellungen überwogen. Wenn aber das sittliche Erkennen dem Handeln immer nothwendig vorausgeht, und das letztere zugleich nothwendig bedingt: so ist es ja der Keim selbst alles sittlichen Handelns. Und darum liegt in ihm der Weg zur Versöhnung unsrer Mängel, und zur Eintracht mit uns selbst, so vollkommen wir sie in unserm gegenwärtigen Zustande zu erreichen vermögen. Denn wenn der Geist diese Richtung auf das sittliche Erkennen einmal mit dem rechten Ernst, und mit selbstständigem Bewußtseyn ergriffen hat: so ist es unmöglich, daß zwey Wahrnehmungen sich ihm nicht unabweislich aufdrängen sollten. Die erste: daß er das sittliche Handeln vom sittlichen Erkennen nicht scheiden könne, ohne alle Resultate desselben, und alle sittliche Erkenntniß selbst aufzuheben, und damit, wenn ich mich so ausdrücken darf, das ganze Leben in einen wüsten Klumpen

zu werfen; und dann: daß die Verpflichtung, sittlich zu handeln, nur in der Schranke unsrer Kraft dazu ihre Gränze finde. Sind diese beyden Wahrnehmungen einmal zu voller Klarheit in uns gediehen: so sind wir nicht nur unvermeidlich gezwungen, unsre sittlichen Mängel und Fehler gewahr zu werden; sondern es ist uns damit auch der wirksamste Antrieb gegeben, uns ihrer zu entledigen, und mit aller Kraft, die in uns ist, zu jener Stufe moralischer Veredlung empor zu streben, die uns erreichbar ist. In dem Bewußtseyn aber, dieses zu thun, liegt die einzige Möglichkeit, uns das Kleinod inneren Friedens zu bewahren; eine genügende, da über das Vermögen hinaus nirgends eine Verpflichtung Statt findet.«

»Sind wir aber,« fragte ich, »dabey nicht immer in Gefahr, uns über das Maß unsrer Kraft zu täuschen, und jenes Kleinod, welches wir nicht den Muth haben zu verdienen, durch die Lüge gegen uns selbst zu erschleichen?«

»»Gibt es denn für denjenigen, der sich selbst belügt,«« entgegnete er, »»überhaupt eine Sittlichkeit, und ist wahr zu seyn gegen uns selbst nicht die unerläßliche Bedingung alles sittlichen Strebens? Und ist das gediegene Streben nach sittlicher

Erkenntniß nicht eben das zuverläßigste Mittel, uns hier vor jeder Selbsttäuschung zu bewahren. »Auch vor der unfreywilligen?« frägst du vielleicht? — Auch vor dieser. Die sittliche Kraft hat ihre Gränze im Allgemeinen, wie bey dem Einzelnen. Allein eine der ersten Wahrnehmungen, zu welchen wir gelangen, wenn der Ernst des Strebens nach sittlicher Erkenntniß in uns rege geworden, ist diese: daß seine Gränze immer weiter hinausrückt, je mehr wir sie üben. Damit aber ist uns das Gesetz gegeben, sie in jedem einzelnen Fall bis zur wirklichen Erschöpfung unsrer Kraft zu üben.««

»Die Psychologen,« fuhr er fort, »haben sich unendliche Mühe gegeben, die Feinde unsrer Sittlichkeit unter Classen und Ordnungen zu bringen, und ihren nachtheiligen Einfluß bis auf Gran und Scrupel abzuwägen. Sie hat aber nur einen Feind, einen einzigen; jene Flachheit, welche den Ernst des Strebens nach sittlicher Erkenntniß nicht kennt, oder sich von ihm abwendet. Wenn dieser uns nicht mehr fremd ist: so schreitet unsre sittliche Natur immer regsamer und kräftiger ihrer Heilung und Läuterung entgegen. Denn in keinem Theil der menschlichen Erkenntniß ist die Bedingung ihres

Fortschritts in strenger Folgerichtigkeit entschiedner enthalten, als in der sittlichen: weil das Gesetz, auf welches sie gerichtet ist, das höchste des Lebens ist, und jede Thätigkeit des letzteren zu demselben eine bestimmte Beziehung hat. Darum ist jener Ernst das Höchste im Leben, das sich ohne ihn bey Völkern und Generationen in Gehaltlosigkeit, Verworrenheit und Zerrissenheit auflöst; darum ist er es, wodurch jedes Volk und jedes Zeitalter, wie jeder Einzelne, das Kleinod innerlicher Ruhe und Befriedigung allein sich sicher bewahren mag.«

6.

»Ich weiß es,« sagte Lothar eines Tages, als ich lange über seine Verhältnisse mit ihm gesprochen hatte, mit heitrer Ruhe zu mir, »ich weiß es, daß diese Menschen — ich rede von Einzelnen — nach meinem Tode mich verlästern werden, wie sie mich bey meinem Leben verlästern, und verlästert haben, wo sie immer eine Gelegenheit dazu erhaschen oder herbeyziehen konnten. Mögen sie es doch! Ich habe mir aus ihrer kleinlichen Bosheit nie viel gemacht, und werde es auch künftig nicht; denn ich kenne ihre Triebfedern. Auch hat sie mir bey den Unbefangenen immer nur wenig Schaden gethan. Der Ekel an ihr und an den Grimassen, mit welchen sie sich äußerte, war das Schlimmste dabey. Mögen sie mir denn jede Schwäche, jeden meiner Mängel und jede meiner Verirrungen nachrechnen, und so weit ihr Witz und ihr guter Wille eben reichen wollen, jeden Posten so ansetzen, daß die Bilanz, so hoch als möglich, zu ihren eignen Gunsten sich herausstelle. Aber Eines will ich mir

nehmen, und über Eines will ich selbst mir Zeugniß geben: ich habe die Wahrheit immer redlich geliebt und gesucht, und bin immer bereit gewesen, sie mir und andern einzugestehen, wie viel es mich auch kosten mochte. Ich darf mir dieses Zeugniß geben: denn ich habe gelernt wahr gegen mich selbst zu seyn Jene unselige Falschheit, die, mit halbem Bewußtseyn ihrer selbst, fortwährend sich selbst betrügt: sie ist mir immer fremd gewesen, und ich habe sie immer verabscheut.«

»Du kennst mich hinreichend,« sagte er, »um das Zeugniß, welches ich selbst mir gebe, nicht auf Rechnung meiner Eitelkeit zu schreiben. Ich bin mir, eben weil ich gelernt habe, gegen mich selbst wahr zu seyn, meiner Mängel zu gut bewußt, um auf das Wenige, was ich dagegen in die Wage zu legen habe, eitel zu seyn. Dieser Fehler scheint uns freylich angeboren zu seyn; und vielleicht ist es keinem Menschen gegeben, sich von aller Eitelkeit frey zu erhalten, oder ihrer Einwirkung sich überall bewußt zu werden: aber ihr Einfluß auf unser Urtheil über uns selbst scheint dennoch geringer zu seyn, wenn wir in einer bestimmten Beziehung nach Thatsachen mit uns Rechnung halten, als wenn wir eine Schätzung unsrer Fehler und

Vorzüge nach einem bloßen Meinen in's Allgemeine hin anstellen.«

»Was mich die Selbsttäuschung fliehen lehrte, war, daß ich den Irrthum schon früh für eine Schmach hielt. Ich schämte mich seiner. Die verkehrte Art, wie man mich zurecht wies, schärfte und stachelte dieses Gefühl der Scham auf das heftigste. Wie wenig verstehen wir es nicht, die Jugend in dieser Hinsicht richtig zu behandeln! wie oft verstehen wir sie ganz falsch, oder gar nicht, und behandeln sie dann auf das allerverkehrteste. Der rasche, regsame Kopf ist dabey einer solchen verkehrten Behandlung immer am meisten ausgesetzt: weil eben er in den verschiedensten Richtungen sich entwickeln und entfalten will; weil er vieles ahnt und vorausnimmt, und es mit der ungeübten Kraft dennoch nicht zu erfassen weiß. Spott und Hohn, statt ruhiger und umsichtiger Belehrung, sind hier das verderblichste aller Gifte.«

»Früh den Drang empfindend, in mich selbst zurückzugehen, und über mich Buch zu halten, ward ich im reifenden Jünglingsalter bald gewahr, auf wie vielfachen Wegen die Eitelkeit sich unser bemächtigt, und wie schlau sie uns zu betrügen weiß: ohne daß diese Wahrnehmung mir sonderlich

viel genutzt hätte. Mehr nützte mir etwas Anderes. Das Errare turpe est *) klang mir fortwährend in den Ohren. Ich lernte gegen diese Regungen der Eitelkeit auf meiner Huth zu seyn, weil ich es für eine Schmach hielt, mich von ihr betrügen zu lassen; ich lernte ihr endlich, wenn gleich nur unsicher, widerstehen. Das war Alles.«

»Man glaubt uns Alles gesagt zu haben, wenn man uns hinsichtlich der Beobachtung und Beurtheilung unser selbst vor den Täuschungen der Eitelkeit warnt. Als ob diese der einzige Weg wäre, auf welchem der Irrthum über uns selbst, und die Falschheit gegen uns selbst den Zugang zu uns finden! Sind wir denn nur in so weit gegen uns falsch, als Eitelkeit, Einbildung und Hochmuth einen unmittelbaren Einfluß auf unser Urtheil über uns haben? knüpfen Irrthum und Täuschung sich nicht gleich leicht an alle unsere Ansichten, Meinungen, Maximen und Grundsätze? haben wir bey diesen nicht ein eben so starkes und vielfaches Interesse, uns zu täuschen? und findet die Falschheit gegen uns selbst darum durch sie nicht eben so leicht den Zugung zu uns, als durch unsre Eitelkeit?

---

*) Zu irren ist schmachvoll.

Darum ist noch sehr wenig gewonnen, wenn wir nur gegen die Regungen der Eitelkeit auf unsrer Huth zu seyn, und nicht überall mit gleicher Entschiedenheit gegen uns selbst wahr zu seyn gelernt haben.«

»Ist nun das Streben, gegen uns selbst wahr zu seyn, die Frucht einer schon zur Reife gediehenen sittlichen Erkenntniß; oder ist diese selbst die Frucht eines solchen Strebens. Ich weiß es nicht zu sagen. Das Streben nach sittlicher Erkenntniß hat keinen gefährlicheren Feind, als jene Falschheit gegen uns selbst, welche uns antreibt, der Wahrheit auszuweichen, oder sie zu verläugnen: und andrerseits kann dieses Streben erst dann feste Wurzeln in uns schlagen, wenn unser sittliches Erkennen einen bedeutenden Grad von Reife bereits erreicht hat. So wachsen denn beyde neben einander in uns, und üben wechselseitig einen Einfluß auf einander, der ein zu vielfach verschlungener ist, als daß wir ihn im Einzelnen berechnen könnten. Nur Eines liegt offen vor: daß nämlich das Streben, gegen uns selbst wahr zu seyn, nur dann kräftig in uns gedeihen kann, wenn wir es mit klarem und selbstständigem Bewußtseyn ergriffen haben.«

»Es ist schwer, gegen sich selbst immer wahr zu seyn,« sagte er ein anderes Mal, »aber nicht bloß schwer ist es: sondern oft sehr peinlich. Wenn unsre sittliche Erkenntniß einen gewissen Umfang erreicht, wenn unser Blick sich für die Beobachtung unsers Inneren geschärft hat, und wenn es uns zur Gewohnheit geworden, überall auch das minder Wichtige nach seiner Beziehung zu einem Wichtigeren und Wesentlicheren aufzufassen: dann kann, unter gewissen Umständen, das Bestreben, gegen uns selbst immer wahr zu seyn, sehr peinlich für uns werden, und einen Grad von Sensibilität in uns erzeugen, die uns nicht nur bey jedem gerechten, sondern auch bey jedem ungerechten Vorwurf Anderer, selbst wenn wir diese nicht achten, oder wohl auch mit Recht verachten, wenigstens für den Augenblick, scheu in uns selbst zurückbeben läßt, und es uns sehr schwer macht, zu einem sicheren Selbstgefühl zu gelangen. Aber auch in diesem Übermaß und dieser Verirrung wirkt das Streben, mit strenger Folgerichtigkeit immer wahr gegen uns zu seyn, wohlthätig auf uns zurück: indem es uns zum stechenden Sporn wird, die Versöhnung für das Gefühl unsrer Mängel darin zu suchen, worin sie, wie ich bey unserm neulichen Gespräch bemerkte,

allein zu finden ist. So führt uns denn selbst das Übermaß jener Sensibilität, von der ich eben gesprochen habe, zu dem richtigen Maße: und was unserm billigen Selbstgefühl für den Augenblick Abbruch thut, dient endlich dazu, ihm eine feste und gediegene Grundlage zu sichern.«

»Doch nicht in dieser Beziehung allein zahlen wir das Streben, immer wahr zu seyn, nicht zu theuer mit dem Schmerz, den es uns kostet, oder schon gekostet hat. Für jedes andere Streben, für die Beurtheilung jedes Lebensverhältnisses, ist das Streben, wahr gegen uns selbst zu seyn, das zuverläßigste Mittel, unserm Blicke Klarheit und Unbefangenheit zu erhalten; nicht darum allein, weil es uns lehrt, gegen die Täuschungen der Eitelkeit und des Eigennutzes auf unsrer Huth zu seyn: sondern weil es uns jedes Streben und jedes Lebensverhältniß auf das höchste Gesetz des Lebens zu beziehen gewöhnt, und mit jedem Tage mehr die Überzeugung in uns befestigt: es gebe keinen verderblicheren Irrthum, als daß Irrthum und Täuschung unter irgend einer Bedingung anders als nachtheilig, die Wahrheit hingegen jemals anders, als ersprießlich, wirken könne.«

7.

Der Mensch hat nichts, worauf er mit mehr Sicherheit rechnen dürfte, als auf sich selbst. Wie viel er auch verloren habe: er hat nicht Alles verloren, so lange er sich selbst nicht verloren hat. Seine Eigenthümlichkeit ist sein wahres Eigenthum. Welches andere Eigenthum wird derjenige gegen die Angriffe der Zeit, des Unglücks, der Menschen, zu vertheidigen und sich zu bewahren vermögen, der dieses sich nicht zu bewahren weiß? Wenn Alles um uns her ewig schwankt, und ewig sich verändert: wie soll er bey diesem ewigen Schwanken, bey diesem ewigen Wandel aller Dinge, aufrecht stehen: wenn er nicht fest auf sich selbst ruht, und seiner selbst nicht sicher ist?

Wo gäbe es ein so hohes, oder so geringes und unbedeutendes Gut, daß unser Streben darnach nicht den Wünschen, den Interessen, den Bestrebungen Anderer zuwider liefe; und daß wir dabey nicht Mitbewerber, Nebenbuhler und Gegner fänden? Wenn wir unseres Willens nicht sicher

sind: wie werden wir im Stande seyn, ihn gegen den ihrigen zu behaupten, und im Kampf der sich widersprechenden Interessen den Sieg auf unsre Seite zu bringen?

Es ist wahr, es ist, um in der Welt, wie man sagt, durchzukommen, ein vortreffliches Mittel, keinen eignen Willen, und, wo möglich, keine eigne Meinung zu haben. Man steht dann niemanden im Wege; man stört niemanden in den süßen Träumen seiner Einbildung und seiner Eigenliebe; man ist ein bequemes Werkzeug, das jeder brauchen kann, wie er es eben zu brauchen Lust hat; und so kommt man durch's Leben — ohne zu leben. Denn: Leben, ist Äußerung der Kraft; und jede Kraft strebt, sich nach ihrer eigenthümlichen Natur zu äußern. So ist denn Mangel an Selbstständigkeit nicht bloß Kraftlosigkeit: er ist die unbedingte Negation alles geistigen Lebens; und die niedrigste Knechtschaft ist noch immer besser, als diese feige, gestaltlose Zahmheit der Seele.

Wenige Menschen bringen es zu einem klaren Begriff von Selbstständigkeit. Die meisten setzen diese in das Freyseyn von fremdem Einfluß. Die

Selbstständigkeit in diesem Sinne ist eine Chimäre. Nur Derjenige, welchen man, eh' er irgend einer Vorstellung sich bewußt geworden, auf einer Insel der Südsee ausgesetzt hätte, und der dort, ohne mit irgend einem zweyten menschlichen Geschöpf in Berührung gekommen zu seyn, herangewachsen wäre: nur der könnte in jenem Sinne selbstständig heißen. Wir fassen selten einen Entschluß, auf welchen Andere nicht unmittelbar; nie aber einen, auf welchen mittelbar nicht das Gesammtleben der Gegenwart, wie aller vergangnen Jahrhunderte und Jahrtausende, einen Einfluß ausübte.

Die Selbstständigkeit besteht in dem Bewußtseyn unsrer Eigenthümlichkeit, und in dem Bestreben, diese zu entwickeln und festzuhalten. So lange wir uns unsrer Eigenthümlichkeit, das heißt, des unsern natürlichen Anlagen, Bedürfnissen und Wünschen Entsprechenden nicht klar bewußt geworden, besitzen wir eine solche nur sehr unvollkommen, und so gut wie gar nicht. Denn Dasjenige, dessen wir uns nicht klar bewußt geworden, können wir auch nicht ergreifen und in uns entwickeln; noch es festhalten und behaupten. Und somit erscheint denn die Klarheit und Entschiedenheit des Erkennens als die unerläßliche Bedingung aller Selbstständigkeit.

Die Anlage zur Selbstständigkeit ist in jedem Menschen vorhanden: weil jeder eine eigenthümliche Naturanlage besitzt. Wie diese letztere im physischen Menschen rastlos sich zu entwickeln strebt: eben so im geistigen. Diese Entwicklung steht nie stille; sie schreitet rastlos fort; auch wenn wir darüber nie zu einem klaren und entschiedenen Bewußtseyn gelangen. Nur ist dieser Fortschritt dann ein langsamer und unsicherer; Alles ist dabey dem bloßen Zufall überlassen.

Man könnte sagen: das Streben nach Selbstständigkeit sey ein instinctmäßiges. Wo wir nämlich unsrer Eigenthümlichkeit uns auch nur bis auf einen gewissen Grad bewußt geworden: da äußert sich, sey dieses Bewußtseyn auch immerhin noch ein unklares und verworrenes, sogleich das Bestreben, sie festzuhalten, sie geltend zu machen, und sie gegen die Angriffe Anderer zu vertheidigen. Unstreitig liegt dieser Erscheinung das dunkle Gefühl zum Grunde, daß wir uns selbst aufgeben, wenn wir unsre Eigenthümlichkeit aufgeben. Das Bestreben, diese festzuhalten, ohne daß es uns gelingt, über sie klar zu werden, führt zur peinlichsten Verwor-

renheit. Mancher scheitert mit seinem Talent, mit seiner Moralität, mit seinem Lebensglück, nur darum, weil er dieser Verworrenheit sich nicht zu entringen, und das Wort des Räthsels nicht zu finden wußte, welches sie lösen konnte. Bey Andern aber nennen wir nicht selten Starrsinn, Hartnäckigkeit, oder Unempfänglichkeit und Gleichgültigkeit für ein besseres Streben, was oft Unvermögen oder innere Verzweiflung ist, über sich selbst in's Klare zu kommen.

Es ist schwer, über unsre Eigenthümlichkeit uns klar zu werden. Es gehört schon ein hoher Grad von Reife des Geistes dazu, es zu wollen, und die Nothwendigkeit, nach dieser Klarheit zu streben, nach ihrem ganzen Umfange richtig einzusehen. Alles aber, was uns sonst die Selbstkenntniß im Allgemeinen erschwert, erschwert uns auch das Erkennen unsrer Eigenthümlichkeit im Besonderen. Die Thatsachen liegen uns dabey zwar allerdings in größerer Menge vor, als wo es sich um die Kenntniß unsrer Tugenden, Mängel und Fehler im Allgemeinen handelt: aber diese Menge dient nur dazu, unsern Blick zu verwirren; sie sind größerentheils immer mit weit geringerer Bestimmtheit

ausgesprochen, und einer vielfacheren Deutung fähig; und wenn wir bey ihrer Prüfung nicht die feinsten Nüancen erfassen, und nicht den innersten Kern treffen: so können die Ergebnisse unsers Forschens immer nur trüglich, oder wenigstens nur unzuverläßig und unbefriedigend seyn.

Allein wenn auf solche Weise die Erkenntniß unsrer Eigenthümlichkeit auch mehr das Ergebniß eines glücklichen Blickes, als einer absichtlichen Forschung zu seyn scheint: so werden wir uns in derselben dennoch jederzeit wesentlich gefördert finden, wenn wir durch eine solche nach besonderen Beziehungen angestellte Forschung uns darüber klar zu werden suchen. Und zwar zunächst über das, was wir wollen. Es scheint zwar, als ob man von dem Menschen nicht weniger verlangen könne, als daß er wisse, was er wolle, und als ob dieses auch in der That jeder wissen müsse: allein zuverläßig gelangt aus tausend Menschen nicht Einer hierüber zu einem vollkommen klaren Bewußtseyn. Denn wenn wir unsrer Zwecke und Absichten uns nur im Allgemeinen bewußt sind: so ist ein solches Bewußtseyn weder ein hinreichend klares, noch überhaupt ein zureichendes; weil für die Kenntniß unsrer Eigenthümlichkeit eben Alles darauf an-

kommt, daß wir uns der besonderen, unsrer Eigenthümlichkeit entsprechenden Art und Weise, auf welche wir unsre Absichten wollen, bewußt werden. Das zeigt sich am deutlichsten in den häufig vorkommenden Fällen, wo wir zwischen widersprechenden Interessen, Zwecken und Absichten unentschlossen hin und her schwanken, weil wir das in beyden unsrer Eigenthümlichkeit Entsprechende nicht mit hinreichender Bestimmtheit zu erfassen wissen. Denn wenn uns dieses gelungen ist, so hört jenes Schwanken von selbst auf; weil das gefundene Mittelglied dann immer entschieden herausstellt, welches von beyden Interessen wir aufgeben müssen; oder weil dieses selbst dasjenige ist, wodurch beyde für uns vermittelt werden.

Da niemand das will, wovon er mit Entschiedenheit weiß, daß er es nicht könne: so kann es scheinen, als ob jede Erforschung unsrer Eigenthümlichkeit mit der Frage über unser Können anfangen müsse. Allein gerade dieses Können ist es, worüber wir uns am schwersten und am spätesten klar werden. Leichter über unser Wollen; weil der Vorwurf desselben meistens ein bestimmt ausgesprochener und abgeschlossener ist. Überdieß; wenn

nicht die Kräfte des menschlichen Geistes: so sind doch die Formen, in welchen sie sich äußern können, unendlich verschieden. Die unsrer Eigenthümlichkeit entsprechendste richtig zu erkennen, ist auch dort noch sehr schwer, wo die Kraft selbst eine große, und mit Entschiedenheit sich aussprechende ist. Es scheint aber unser allgemeines Loos zu seyn, in dieser Hinsicht nur durch Fehlgriffe, und, selbst im glücklichsten Falle, wenigstens immer zu spät, zur richtigen Einsicht zu gelangen.

Psychologen und Moralisten warnen uns unaufhörlich vor der Überschätzung unsrer Kräfte. Allein die Kraft, welche das ihr vollkommen entsprechende Ziel erkannt hat, überschätzt sich nie. Sie schätzt sich überhaupt gar nicht: sondern geht im Bewußtseyn ihrer selbst, ihrem Ziel mit voller Unbefangenheit entgegen, weil sie, unberechenbare äußere Störungen ausgeschlossen, immer sicher ist, es zu erreichen.

Die wichtigste Frage aber für die Kenntniß unsrer Eigenthümlichkeit ist die Frage: was wir sollen. Denn da das sittliche Gesetz alle Lebensverhältnisse umfaßt, und bey seiner scharfen Bestimmtheit diese durch die Beziehung darauf überall

auf das Bestimmteste sich aussprechen: so werden dadurch auch alle unsre Neigungen und Tendenzen nach ihrer Eigenthümlichkeit mit hinreichender Entschiedenheit herausgestellt, um von uns richtig erkannt werden zu können. Nach jeder andern Beziehung bleibt diese Kenntniß eine unzuverläßige und schwankende; theils weil jeder andere Maßstab von der Willkür oder Meinung abhängig ist: theils weil wir bey der Anwendung jedes andern Maßstabes in weit höherem Grade der Selbsttäuschung ausgesetzt sind. Jeder Fortschritt in der sittlichen Erkenntniß ist daher zugleich ein Fortschritt in der Erkenntniß unsrer Eigenthümlichkeit. Sonderbar ist es dabey, wenn Psychologen und Moralisten, so oft von Selbstkenntniß die Rede ist, uns zunächst immer nur auf die Erforschung unsrer fehlerhaften Neigungen verweisen: da die Kenntniß derselben sich immer von selbst ergibt, wenn die Vorstellung von der sittlichen Bedeutung des Lebens nach ihrer Unbedingtheit und ihrem ganzen Umfang in voller Klarheit uns in der Seele aufgegangen; und da jene Kenntniß unsrer fehlerhaften Anlagen und Neigungen, ohne diese Bedingung, nie weder eine tiefe, noch auch nur überhaupt eine zureichende seyn kann.

Allein noch in einer andern Beziehung erscheint das sittliche Erkennen als die Grundbedingung alles Strebens nach ächter Selbstständigkeit. Überall tritt die Eigenthümlichkeit Anderer der unsrigen feindselig entgegen; in Ansichten und Meinungen, in gleichen Interessen und bey gleichen Bestrebungen; überall fordern sie, daß wir die unsrige der ihrigen; wir, daß sie die ihrige der unsrigen aufopfern. Wie viel wir nun bey solchem Widerstreit von unsrer Eigenthümlichkeit aufzuopfern haben, wie viel wir davon geltend machen dürfen: darüber kann allein das sittliche Gesetz uns eine sichere Belehrung geben. Darum führt uns die Reife des sittlichen Erkennens immer zur Selbstständigkeit, selbst im gewöhnlichen Sinne des Wortes: da sie keinen fremden Einfluß bedarf oder zuläßt, als in so fern er durch unser eignes sittliches Bewußtseyn vermittelt wird.

8.

Unstreitig, Othmar, thut die Philosophie gut daran, Untersuchungen über den ganzen Umfang unsrer Pflichten anzustellen, und die Ergebnisse derselben uns fortwährend als Aufforderungen zur Erfüllung derselben vorzuhalten. Inzwischen könnte sie eben so gut alle ihre Vorschriften auf das einzige Gebot: beherrsche deine Neigungen, beschränken: indem derjenige, welcher gelernt hat, mit starker Willenskraft sich selbst zu gebiethen, gewiß nur sehr selten in den Fall kommen wird, zu zweifeln, was für ihn Pflicht sey. Denn der Keim des sittlichen Erkennens, welchen die Hand, die uns bildete, in unsre Brust gelegt hat, strebt rastlos sich zu entwickeln und zu erstarken; und die sittliche Idee schreitet überall durch das in ihr selbst liegende Gesetz der strengsten Folgerichtigkeit jener Klarheit entgegen, wo das Handeln mit ihr zusammenfällt, wenn sie in diesem Fortschreiten nicht gehemmt und aufgehalten wird. Aufgehalten aber wird sie allein durch den Einfluß ihr widersprechender Neigungen und Leidenschaften, deren Einfluß

nur dann ein überwiegender, wenn wir zu schwach sind, ihn zu beherrschen, und in ihrem Interesse, falsch gegen uns selbst, fortwährend nach Gründen suchen ihn zu rechtfertigen.

Andererseits ist es klar, daß, wie der Fortschritt in der Klarheit und Umsicht des sittlichen Erkennens von der Kraft uns zu beherrschen abhängt, diese Kraft ihrerseits wieder von der sittlichen Erkenntniß abhänge. Eben die Betrachtung dieser Wechselwirkung aber stellt am bestimmtesten die Aufgabe für jeden Einzelnen, so wie für jedes Volk und jede Zeit heraus, die Idee einer sittlichen Bestimmung des Lebens in ihrem Bewußtseyn zu dem höchsten, ihnen erreichbaren Grad von Klarheit und Lebendigkeit zu erheben. Wenn nun die Lösung dieser Aufgabe überall an ein selbstständiges Ergreifen und Festhalten dieser Idee, als an ihre Grundbedingung, geknüpft ist: so scheint, in so fern die sittliche Idee im Bewußtseyn des Einzelnen, wie ganzer Völker und Zeitabschnitte, immer vorhanden ist, dennoch in der Art, wie sie es bey den Einen und bey den Anderen ist, nicht ein durchaus gleiches Verhältniß obzuwalten. Denn im Bewußtseyn des Einzelnen vermag sie durch starke Leidenschaften, oder durch gänzliche Verkehrtheit

des Verstandes, so tief herabgedrückt, und so gänzlich verdunkelt zu werden, daß sie gänzlich, oder doch so gut wie gänzlich, verschwunden zu seyn scheinen kann. Nicht eben so aber im Leben der Völker. Denn hier ist sie so bestimmt als Bedingung ihres Bestehens in den religiösen, wie in rein bürgerlichen Instituten ausgesprochen, daß sie sich nie auf den gleichen Grad, wie bey dem Einzelnen, aus ihrem Bewußtseyn verlieren kann. Allein zur hohlen Formel kann sie werden, wenn das geistige Leben einer Zeit sich von dem Streben nach sittlicher Erkenntniß abwendet: und im Leben der Völker und der Zeiten gibt es, wie im Leben des Einzelnen, eine Flauheit dieses Strebens, die zur Erschlaffung aller Kraft die materiellen Interessen zu beherrschen, und dadurch zum sicheren Verderben führt.

Wenn es nur wenig Menschen gibt, welche mit dem klaren Bewußtseyn des Zweckes ihres sittlichen Fortschreitens nach Selbstbeherrschung streben: so ist die Zahl derjenigen gewiß nicht größer, welche ohne jenen Zweck dazu gelangt sind, fest und sicher sich selbst beherrschen zu können. Auch sind die Letzteren dann immer die gefährlichsten;

entschieden, beharrlich, und ihrer selbst sicher in ihrer Verkehrtheit. Nur schwer gelangen sie zur Erkenntniß derselben: weil sie, selten vom Augenblick zu einer Unbesonnenheit hingerissen, leichter als Andere, den inneren Zwiespalt, und die Zurechtweisungen des Unglücks vermeiden, das inzwischen zuletzt dennoch einen übersehenen Zugang zu ihnen findet. Die meisten Menschen aber sind in ihren unsittlichen Bestrebungen eben so unfähig sich zu beherrschen, als rücksichtlich ihres sittlichen Strebens; ihre Unkraft hier, ist Unkraft auch dort. Ohne Selbstbeherrschung kann man aber in der That gar nichts recht seyn; nicht einmal ein rechter Wüstling, oder ein rechter Schurke.

Der Schwäche der sittlichen Willenskraft liegt immer die Beschränktheit oder die Schwäche des sittlichen Erkennens zum Grunde. Weit seltner ist es die Stärke ihrer sich klar bewußter Leidenschaften, durch welche die bessere Kraft der Seele gelähmt wird, als die Unklarheit jener Vorstellungen, durch welche die letztere gehoben und befestiget wird. Die Herrschaft unsittlicher Neigungen wird durch nichts mehr gefördert, als durch die

Unklarheit der Vorstellungen, welche ihnen widersprechen. Das Unzulängliche des Gegendrucks bey solcher Unklarheit dient dann nur dazu, die Entschiedenheit der unsittlichen Neigung, die er nicht zu überwinden vermag, zu vermehren; die Macht der letzteren wächst mit jeder neuen Erfahrung über die Unzulänglichkeit der ihr widersprechenden sittlichen Ansicht; und war sie anfangs bloß unzulänglich, weil sie unklar war: so wird ihr Einfluß zuletzt ein so ohnmächtiger, daß er der Macht der Neigung, die er überbieten sollte, gegenüber, kaum mehr in Rechnung gebracht werden kann.

Wo hingegen die Vorstellung von der sittlichen Bestimmung des Lebens einmal klar in unsrer Seele aufgegangen: da entwickelt und wächst mit ihr zugleich immer auch das Streben nach Selbstbeherrschung; und kaum gibt es einen zuverläßigeren und erhebenderen Beweis von der sittlichen Natur des Menschen, als diesen. Denn jene Idee macht, so bald sie erwacht, sogleich ihre Unbedingtheit geltend, und weckt eben dadurch die Vorstellung von der in uns liegenden Kraft zu einem ihren Forderungen entsprechenden Streben. Allein wenn diese Vorstellung durch jene Idee auch zuerst ins Leben gerufen wird, weil die Forderungen der letzteren

ohne die Kraft, ihnen zu genügen, in sich selbst nichtig wären: so erstarkt das Streben nach Selbstbeherrschung doch noch auf eine andere Weise. Überall nämlich erkennt die nach sittlicher Selbstbeherrschung strebende Kraft sich als eine mit dem innersten Bewußtseyn der sittlichen Natur des Menschen im Einklang stehende: während die Kraft der Leidenschaft den Widerspruch mit dieser nie gänzlich übersehen, und wenn sie ihn einmal gewahr geworden, ihn nicht verläugnen kann. Das Gefühl dieser innerlichen Sicherheit ist unter allen Hebeln, wodurch unsre sittliche Natur uns zur Selbstbeherrschung bewegt, bey weitem der mächtigste und wirksamste; ob er gleich meistens erst dann mit voller Kraft wirkt, wenn wir bereits einen höheren Grad von Klarheit der sittlichen Erkenntniß, und durch diese einen höhern Grad von Herrschaft über uns selbst bereits errungen haben.

9.

Von allen Göttern und Göttinnen des Olymps, Othmar, ist, wenn sie den begehrlichen Sterblichen ihre Gaben versagt, oder ihnen ihren Beystand verweigert haben, von diesen gewiß keiner und keine mehr, und leidenschaftlicher geschmäht und gelästert worden, als die Göttin des Glückes. Wenn auch nicht in wohlklingenden Versen, sind ihr doch von jeher in guter Prosa unzählige, und eben so scandalöse Standreden gehalten worden, wie jene des wackeren Bürgers, dem sie freylich arg genug mitgespielt hatte. Auch würde sie den Vorwurf, daß sie unbeständig und wankelmüthig sey, kaum von sich abzuwälzen vermögen; und alle tragische Dichter würden, wenn sie es versuchte, mit lautem Geschrey gegen sie Zeugniß geben: allein gegen den zweyten Vorwurf, den man ihr gewöhnlich zu machen pflegt, daß sie ihre Gaben bloß nach Laune und Willkür vertheile, dürfte sie denn doch bedeutende Einwendungen zu machen haben.

Ehre der stoischen Philosophie, die des Glückes entbehren kann! Wollte sie aber unbedingte Geltung ansprechen, und jede andere Weisheit für nichtig erklären: so würde ihr der Beweis obliegen, daß der Mensch im Besitz und Genuß aller Gaben des Glückes nicht in jeder Beziehung mit eben so strenger Folgerichtigkeit nach seiner moralischen Vervollkommnung streben, und den Forderungen des sittlichen Gesetzes genügen könne, wie bey den Entbehrungen, welche sie anpreist; ein Beweis, den sie nicht führen kann, da hinreichende Beyspiele für das Gegentheil zeugen. Und somit, Othmar, halte ich denn die Frage, ob das Glück seine Gaben nach Verdienst, oder nach bloßer Laune austheile, für eine Frage, die Jeder, der nicht aus derber Neigung nothgedrungen, oder wohl auch aus andern Gründen, zum Stoicismus geschworen, sich recht ernstlich vorzulegen, triftige Veranlassung habe.

Was nun bey der Beantwortung dieser Frage uns gegen die Art, wie wir sie gewöhnlich entscheiden, von vorne herein etwas mißtrauisch machen sollte, ist ein Rechnungsfehler, der uns bey der Bilanz zwischen unsern Verdiensten, und dem Lohne, der uns dafür zu Theil wird, sehr geläufig zu seyn

pflegt. Ich meine nicht jenen, vermöge welchem wir aus Eitelkeit und Eigenliebe das erstere gewöhnlich zu hoch, den letzteren hingegen zu gering anschlagen; sondern einen anderen. Wie kann nämlich die Bilanz nur richtig ausfallen; wenn wir bey der Berechnung unsers Verdienstes die Hälfte der Summen gänzlich außer Acht lassen, und von dem, was wir *haben*, das, was wir *schulden*, abzuziehen vergessen. Wir haben ein Unternehmen mit Einsicht begonnen, und der Erfolg ist dennoch ein ungünstiger gewesen. Wir klagen die Mißgunst, die Launenhaftigkeit des Glückes an. Aber eine mit einem höhern Grad von Einsicht unternommene Berechnung der Umstände würde unser Unternehmen zum Ziele geführt, oder wir würden dasselbe aufgegeben haben, wenn jener höhere Grad von Einsicht uns nicht gefehlt hätte. Wenn wir ihn uns nicht erworben haben, oder nicht haben erwerben können: mit welchem Recht klagen wir das Glück an?

Jene Frage läßt sich noch von einer andern Seite fassen.

Was ist denn das Glück? Ein Zufall, der

unserm Streben nach äußern Gütern günstig ist? Wenn ein solcher: so ist er eine seltene Ausnahme. Wäre er das nicht: so wäre er Regel, und weder ein glücklicher, noch überhaupt ein Zufall.

Und somit hebt sich die ganze Frage: ob das Glück seine Gaben nach bloßer Laune, oder nach Verdienst vertheile, auf, und stellt sich, einzelne, seltne Fälle ausgenommen, auf ganz andere Weise heraus. So nämlich: Hängt es überhaupt von uns ab, uns, jene seltnen Fälle ausgenommen, wo der Zufall alle unsre Bestrebungen zu nichte macht, dasjenige durch selbstständiges Streben zu erringen, was wir gewöhnlich Güter des Glückes nennen?

Wenn nicht vom Zufall, sondern von unserm selbstständigen Streben: wovon hängt der Erfolg unserer Bestrebungen nun im Besonderen ab? Davon, daß Andere sie begünstigen. Das aber werden sie nur, wenn wir ihnen nützen, oder wenn sie uns wohlwollen.

Damit aber knüpft sich Alles an die Frage: Hängt es von uns ab, uns der Geneigtheit Anderer, unser Glück zu fördern, auf diesen beyden Wegen zu versichern?

Hier gibt es nun einen Grad von Brauchbar-

keit und Tüchtigkeit, so wie von aufrichtigem Wohlwollen für Andere, und von Zuverläßigkeit des Charakters hinsichtlich dieses Wohlwollens, die ihres Zieles gewiß nur höchst selten verfehlen werden; und kaum werden wir Ursache haben, uns über die Launenhaftigkeit oder Ungerechtigkeit der Glücksgöttin zu beklagen, wenn wir bey der Bewerbung um ihre Gunst diese Wahrheit fest in's Auge gefaßt haben.

Es gibt wenig Wahrheiten, die sich dem Verstand schwerer auf eine genügende Weise darlegen ließen, als die von einem weit innigeren Zusammenhange zwischen Glück und Verdienst, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Wer sie nicht aus der genauesten und umfassendsten Prüfung seines eigenen Lebens schöpft, wird sie immer nur sehr unvollständig begreifen. Beyspiele, oder die Betrachtung eines fremden Lebenslaufes können sie uns zwar zum Theile, nie aber hinreichend klar machen: weil die Verschiedenheit der äußeren Umstände hier immer verwirrend einwirkt. Überdieß bedarf es, um sie in ihrem ganzen Umfange lebendig zu begreifen, einer großen Reife des sitt-

lichen Erkennens, und einer sehr umfassenden und bestimmten Kenntniß aller Nüancen und Abstufungen der geistigen, wie der moralischen Vorzüge und Mängel. So gibt es, um nur Eines zu berühren, unzählige Arten und Abstufungen des Wohlwollens gegen Andere, die uns alle einen Anspruch auf ihre Geneigtheit, unser Glück zu fördern, zu begründen scheinen; allein meistens ist es nur immer jenes reine, aufrichtige, mit einer erprobten Zuverläßigkeit des Charakters verbundne Wohlwollen, welches uns fast immer den sicheren Weg zum Glück öffnet. Unterscheiden wir hier nun nicht sehr genau: so werden wir diesen Weg nicht bloß verfehlen, sondern auch nothwendig in der Berechnung darüber irren, warum wir ihn verfehlt haben.

Wenn es aber schwer ist, den Zusammenhang zwischen Glück und Verdienst im Leben des Einzelnen nachzuweisen: so ist es hingegen leicht, ihn im Leben der Völker, und in den verschiednen Zeitabschnitten der Geschichte zu erkennen. Denn in dieser liegt es klar vor, daß diejenigen Völker und Zeiten die glücklichsten waren, die es am meisten zu seyn verdienten; und jene die unglücklichsten, die es am wenigsten verdienten, glücklich zu seyn.

Das aber waren immer jene Zeiten, welche am eifrigsten sich um die Gunst des Glückes bewarben, und über der Hast, mit welcher sie ihm nachjagten, alles Übrige aus den Augen verloren.

10.

Wenn es erlaubt wäre, Othmar, dasjenige, was dem Menschen die Kraft zum edelsten Aufschwung zu geben vermag, mit dem zu vergleichen, was oft als das Schlechteste an ihm erscheint: so würde ich die Freyheitsliebe mit nichts eher vergleichen, als mit der Geldgierde. An einem Vergleichungspuncte fehlt es wenigstens nicht. Denn die Freyheitsliebe und die Geldgierde — beyde sind unersättlich. Der freyeste Mensch fühlt sich nicht frey genug. Jeder findet Schranken, die ihm lästig sind, und die er darum wegwünscht; der edelste und tugendhafteste nicht weniger, als der Wüstling, der gern die ganze Welt zur Sclavin seiner Begierden und seiner Lüste machen möchte.

Diese Unersättlichkeit des Freyheitstriebes macht seine Unbedingtheit von vorne herein zu einer Chimäre. So ist denn auch der lebhafteste Freyheitstrieb gezwungen, eine Schranke anzuerkennen.

Die Schranke der Unbedingtheit des Freyheitstriebes im Thun, wie im Unterlassen, ist das Gesetz; der vernünftige Grund des Gesetzes ist das Recht. Damit das Recht bestehe, besteht das Gesetz. Das Streben des Freyheitstriebes nach Unbedingtheit ist also immer gegen das Recht gerichtet, und da dieses seinen Grund in der Vernunft hat: so ist es darum der Vernunft selbst zuwider.

Jede Kraft haßt die Schranke, und duldet sie nur mit Widerstreben. Der Zwiespalt des Freyheitstriebes mit dem Gesetz ist daher ein unvermeidlicher. Der Mensch kann daher im Thun, wie im Unterlassen, nur frey seyn, wenn für ihn kein Gesetz als Schranke besteht. Es besteht aber nicht für ihn als Schranke, wenn er das will, was es gebietet oder verbietet. Sein Wollen hat dann keine Schranke; er kann, was er will.

Das höchste Gesetz ist das sittliche. In ihm hat jedes andere Gesetz seine Wurzel; denn in ihm wurzelt jedes Recht. Die vollkommenste Achtung für das sittliche Gesetz schließt daher die Achtung

für alles Recht in sich. Darum führt die vollkommenste Achtung für das sittliche Gesetz zur vollkommensten Freyheit, für die es keine weitere Schranke mehr gibt. Der Mensch darf dann Alles, was er will: denn er will nur, was er darf.

Die Achtung für das sittliche Gesetz hängt ab von der Klarheit des sittlichen Erkennens. Mit dem höchsten Grade von Klarheit, den diese Erkenntniß in unserm Bewußtseyn erreicht, fällt daher die vollkommenste Freyheit, wie das sittliche Handeln selbst, als ein Nothwendiges, zusammen. So bey dem Einzelnen, und so bey ganzen Völkern und Zeiten. Jene Zeit ist daher vor den Verirrungen des Freyheitstriebes am sichersten, und allein sicher, welche am meisten zur innern Freyheit herangereift ist, und in der Klarheit des sittlichen Erkennens das Bewußtseyn derselben sich am entschiedensten bewahrt hat.

II.

H e r b e r t.

Astra regunt homines; sed astra regit Deus.

Der Metaphysik entzieht sich Niemand, so bald er zu denken beginnt; und wer sich nicht die beste verschafft, der verurtheilt sich selbst dazu, von einer schlechten geäfft zu werden.

Aus einem neueren Schriftsteller.

1.

Wohl Jedem, welchen die Hand, die uns durch das Leben leitet, auf ebenen Bahnen führt! Nur Wenige führt sie so. Warum gerade Diese; warum sie Andere über Brüche und Abgründe fortreißt, oder ihnen ihren Weg durch kahle Steppen, oder durch glühende Sandwüsten vorzeichnet: wer weiß es zu sagen!? —

Ich bin der letzte Sprößling eines edlen nordischen Geschlechtes. Von niedrer Stufe schwang sich der Stammherr desselben zu einem der ersten und mächtigsten Baronen seines Vaterlandes empor. Er ward der gefeyerte Held seiner Zeit; der Retter und der Freund seines Königs. Glücksfälle vermehrten den Reichthum seines Sohnes; von welchem die Chroniken mehr als eine fabelhaft klingende Nachricht aufbewahrt haben. Ein späterer Ahnherr meines Geschlechtes wohnte in einem einsamen Thurme an der Ostsee, im Rufe tiefer Einsichten in die geheimen Wissenschaften. Königinnen und Herzogin-

nen wanderten zu dem weisen Manne, um sich bey ihm Rathes über die Zukunft zu erholen.

Schon unter meinem Großvater war der Glanz, wie der Ruhm unsers Geschlechtes erloschen. Mein Großvater war nach Deutschland gezogen, und hatte sich im Mecklenburgischen angekauft. Von seinen beyden Söhnen war der ältere davon gelaufen, und, wie es hieß, nach Ostindien gegangen; der jüngere, mein Vater, ward zuletzt gemeiner Stadt M — Ausrufer und Zettelträger. Nichts war ihm von der Herrlichkeit seiner Vorfahren geblieben, als der Name ihres berühmten Geschlechtes.

Es liegt ein Zauber in einem solchen Namen, der auf Andere wirkt, wie auf den Träger desselben. Meinen Vater hielt er, im Ganzen wenigstens, über der Gemeinheit des Standes, zu welchem er herabgesunken war. Gern erzählte er von der Herrlichkeit seiner Vorfahren: von den Großthaten Olav Ebb — ns, des Gründers unsers Geschlechtes; von Magnus seinem Sohne, von dem das Volk sich erzählte, er sey so reich gewesen, daß er in einem Gewölbe seines Schlosses zwanzig silberne Mulden, bis über den Rand gefüllt mit Goldstücken, aufbewahrt habe; von Erich dem Blonden, in den eine aus fremden Landen ge-

kommene Fürstin von wunderbarer Schönheit sich verliebte, und mit dem sie in einem feenhaften Schloß, wie Armida mit Rinaldo, einzig der Liebe und dem Vergnügen lebte; und von der geheimen Weisheit Nil Ebb—ns, die ihn zum Herrn und Meister der Geister machte. Tief gruben seine Erzählungen sich in die Seele des horchenden Knaben: wie wenig er sie auch zu begreifen vermochte.

Lebhaft erinnere ich mich meiner schönen, sanften, glaubens- und leidensstarken Mutter. Ihre Erzählungen liefen alle darauf hinaus, daß man ein guter Mensch seyn, alle Menschen lieb haben, und fest auf Gott vertrauen müsse.

Ich war zehn Jahre alt, als meine Mutter starb, und bald darauf mein Vater ihr folgte. Ich vermochte meinen Verlust nicht zu begreifen, aber ich fühlte ihn. Wir achten den Schmerz des Kindes gering, weil es ihn nicht demonstriren kann; allein wenn es ihn minder tief und dauernd empfindet: so empfindet es ihn doch reiner und unvermischter, als der Erwachsene; denn es hat ihm nichts entgegen zu setzen. Ich habe nie herbere Thränen geweint, als da sie den offnen Sarg meiner Mutter aus dem Hause wegtrugen. Beym

Heraustreten aus der Kirche hob ich den Blick zum Himmel auf, wo meine Mutter jetzt seyn mußte. Ich fühlte es, daß ich auf der Erde jetzt ein Verlassener war. Mitten im Taumel meiner Verirrungen überraschte mich oftmals der Gedanke, der Geist meiner Mutter könne Zeuge derselben seyn; und noch jetzt, während ich mit grauen Haaren diese Zeilen niederschreibe, frage ich mich, ob sie es wisse, daß mein Inneres sich umgewendet, und ob sie versöhnt sey.

2.

Ich weiß nicht, aus welchem Antrieb, oder auf wessen Verwendung der Graf B... mich als eine vater- und mutterlose Waise in sein Haus nahm, um mich mit seinem Sohne erziehen zu lassen.

Ich mag mich der bitteren Stunden nicht erinnern, welche der Stolz der Eltern, der Übermuth und die Tücke des Sohnes, mir in diesem Hause bereiteten. War ich auch noch ein Kind: so empfand ich darum das Drückende meiner Abhängigkeit nicht minder. Ich verhärtete mich, meine Peiniger keine Thräne sehen zu lassen: dann aber eilte ich in einen einsamen Winkel, um mir das

Herz leicht zu weinen. So traf mich einst Hartmann, unser Erzieher, in der Fenstervertiefung eines abgelegenen Zimmers, das die Aussicht auf die Gärten hatte. Er setzte sich zu mir, zog mich zu sich, und fragte mich, warum ich weine. »Wie kannst du weinen,« sagte er, indem er auf die vom Abendlicht, wie von einem magischen Schimmer umflossene Gegend zeigte, »da Gott so unendlich viel Heiterkeit über seine Erde ausgegossen? Sie behandeln dich erniedrigend,« fuhr er fort; »sie können dich nicht erniedrigen; niemand kann das, wenn du dich nicht selbst erniedrigest.«

Er mochte damals etwas über dreyßig Jahre alt seyn. Wie Hamlet von seinem Vater, möchte ich Alles in dem Einen von ihm sagen: Er war ein Mensch im edelsten Sinne des Wortes; nie werde ich wieder seines gleichen sehen. Nie werde ich wieder so viel Klarheit des Geistes bey so viel innerlicher Sicherheit; nie so viel Kraft bey so viel Milde antreffen. Innerlich frey zu seyn durch die Festigkeit seines sittlichen Wollens, schien er sich zur höchsten Aufgabe seines Lebens gemacht zu haben; und er hatte diese Aufgabe gelöst, wie sie nur Wenige lösen werden. Das Unglück konnte ihn zermalmen: des Glückes bedurfte er sicher nicht. Der Graf und

die Gräfin haßten ihn; aber sie wagten es nicht, ihn auch nur mit einem Blicke zu beleidigen. Nicht seine Kraft: seine sittliche Würde, seine immer gleich heitre Ruhe imponirten ihnen.

Er wollte uns Knaben für dieselbe Stufe geistiger Erhebung heranbilden, die er selbst erschwungen hatte: ohne daß ihm dieses troß aller Einsicht und Beharrlichkeit gelungen wäre. Bey dem jungen Grafen wirkte ihm eine früh verderbte Naturanlage und die Thorheit der Eltern entgegen. Mit mir gelang es ihm nicht besser. Ich liebte ihn, ohne mich in dieser Liebe befriedigt zu fühlen. Ich bewunderte die Helden und Weisen Roms und Griechenlands, die er uns kennen lehrte, ohne sie zu lieben. Durch Alles, was er uns von ihnen erzählte, klangen die Erzählungen meines Vaters von Erich dem Blonden durch. Hartmann verließ das Haus des Grafen noch vor unserm Abgang auf die Universität.

3.

Auf der Universität lag ich emsig den Studien ob, ohne daß die Begeisterung für die Wissenschaft in helle Flammen aufgeschlagen wäre, und mein Inneres durchwärmt hätte.

Es war eine wunderbare Befangenheit, die meine ganze Seele gefesselt hielt. Es war nicht der Druck meiner Abhängigkeit, nicht jene Schwermuth, die den Jüngling oft ergreift, weil er die Tiefen des Lebens ahnt, und verzweifelt, für ihre Unergründlichkeit eine Ausgleichung zu finden; es war etwas Anderes. Erst die Folge brachte den Grund jener Befangenheit zur Erscheinung, und erst spät lernte ich sie begreifen.

Der junge Graf hatte sich bald nach unsrer Ankunft auf der Universität der Wüstheit ergeben, und mein Verhältniß zu ihm sich immer feindseliger und abstoßender herausgebildet. Ich haßte ihn ob vieler Kränkungen in früherer Zeit, wie in der Gegenwart, und verachtete ihn wegen der Roheit und Gemeinheit seiner Ausschweifungen. Er, seinerseits, verachtete mich meiner Dürftigkeit und Abhängigkeit wegen, und haßte mich, weil meine Unbescholtenheit ihm zum Vorwurf gereichte.

Er hatte im letzten Jahre unsers Aufenthalts mit der reizenden, aber sittenlosen Gattin eines Professors einen Liebeshandel angesponnen. Lange war die Sache ein Geheimniß geblieben; aber endlich von dem beleidigten Gatten entdeckt worden. Dieser hatte es darauf angelegt, den Schuldigen

zu überraschen. In einem finstern Corridor traf er mit dem Grafen zusammen. Er faßte ihn bey der Brust, und der Ergriffene, um sich loszuringen, stieß mit einem Stilett nach ihm, das er absichtlich, oder zufällig, bey sich hatte. Der Stoß war tödtlich, und der Thäter leicht zu errathen, ohne daß ein Kläger aufgetreten wäre, oder die That selbst ihm rechtskräftig hätte bewiesen werden können. Empört von meinem besseren Gefühl, hatte ich ihm lebhafte Vorwürfe gemacht, die er mit wegwerfender Verachtung beantwortet hatte. Am Abend des folgenden Tages lief ein Brief von seinem Vater ein, auf dessen Couvert bemerkt war, daß er höchst dringend sey, und in der Stunde, wo er ankommen werde, übergeben werden solle. Ich wußte, wo ich meinen Mann zu suchen hatte. Das Haus war wie verödet. Im zweyten Zimmer stand die Leiche aufgebahrt. In der Meinung, doch wenigstens ein lebendes Geschöpf anzutreffen, öffnete ich noch ein Zimmer. Auch dieses war leer; aber in einem anstoßenden Cabinette glaubte ich deutlich ein Geräusch zu vernehmen. Auf mein wiederholtes Pochen öffnete man. Es war der Graf; zwanzig Schritte von der unbeerdigten Leiche des Ermordeten feyerte die Wollust ihre Orgien.

Ich warf dem Öffnenden den Brief zu, und entfernte mich.

Als der Elende nach Hause kam, suchte er Händel. Noch glühend von Abscheu und Erbitterung, antwortete ich ihm, wie er es verdiente. Er zog den Degen, und schlug nach mir. Da wallte das Blut der E b b — n in mir auf; ich sprang auf ihn zu, zerbrach ihm den Degen, rang ihn zu Boden, und würde ihn in besinnungsloser Wuth erwürgt haben, wenn ihn nicht die Herbeygekommenen aus meinen Händen losgemacht hätten.

Feile Richter und noch niederträchtigere Zeugen spielten in dem Handel ihre Rolle. Der Graf erhielt unter der Hand den freundschaftlichen Rath, die Universität zu verlassen, und ich ward — öffentlich relegirt.

4.

Ich hatte während meiner Studien so wenig gebraucht, daß es mir möglich gewesen war, einige Ersparnisse zurückzulegen, und daß ich für die nächste Zukunft unbesorgt seyn durfte. So kehrte ich denn in mein Heimathland zurück, und durchzog es ohne bestimmte Zwecke; bald an seinen malerischen Seen verweilend: bald auf den waldich-

ten Hügeln herumstreifend, welche diese umkränzen.

Es wäre schwer, den Zustand meines Inneren während dieser Wanderungen zu beschreiben. Die ganze Heftigkeit meiner leidenschaftlichen Natur war aufgeregt; aber nur in einzelnen, und nur in seltnen Momenten kam sie zum Ausbruche. Ich hatte ein tief kränkendes Unrecht erlitten; ich hatte die Schlechtigkeit der Menschen aus Erfahrung kennen gelernt. Dennoch war es nicht dieser, es war ein anderer Zwiespalt, der mich erfüllte, und mich in einem dumpfen Hinbrüten befangen hielt. Es war der Zwiespalt zwischen der Aufforderung meines besseren Gefühls, mich an Hartmanns Lehren und Beyspiel zu erheben, und zwischen anderen, mit diesen unvereinbaren Wünschen und Gelüsten, die sich unablässig in mir regten, so wenig ich mir ihrer auch bisher ganz klar bewußt geworden war.

5.

Auf meinen Wanderungen besuchte ich einen entfernten Verwandten meiner Mutter. Er besaß in einer der reizendsten Gegenden ein kleines Freygut, und nahm mich mit jener Herzlichkeit auf,

die den Bewohnern meines Heimathlandes bey ihrer schlichten Sinnesart, und ihrer Achtung für verwandtschaftliche Verhältnisse, in einem solchen Falle immer eigen ist. Der Edelmann des Gutes, ein kinderloser, dem Erblinden naher Greis, bedurfte eines Secretärs und Vorlesers. Ich gefiel ihm, nahm seine Vorschläge an, und blieb im Hause meines Verwandten.

Mit welchem Recht verleumdet der Mensch die Lebensgötter, und klagt sie der Mißgunst, des Neides und arglistiger Tücke an. Zeigt mir den Elenden, zu dem sie nicht irgend einmal getreten wären, um ihm ihre Gaben anzubieten, und der nicht elend wäre an Lebensmuth und Lebensfreuden, und darbte, nur darum, weil er die dargebotenen nicht erkannte, oder sie sich nicht zu bewahren wußte.

Ich will, indem ich diese Erinnerungen aufzeichne, keinen Roman schreiben, und bin zu alt, um mich in poetischen Schilderungen zu versuchen. Besäße ich aber auch die Kraft dazu, ich würde es nur vergeblich versuchen, euch ein Bild von Gulindens Reiz und Lieblichkeit zu geben; und euch die zarte Scheu ihrer erwachenden, die sanfte Innigkeit und Hingebung ihrer gestandenen Liebe zu

schildern; die kindliche Unbefangenheit ihres einfachen Sinnes, und die Reinheit ihres auch nicht von der leisesten Ahnung eines unlauteren Wunsches bewegten Seele. Sie glaubte noch immer nur den Verwandten in mir zu lieben, als sie mich schon mit der ganzen Innigkeit ihres Herzens liebte. Damals boten mir die Lebensgötter die beste und holdeste ihrer Gaben: ein Herz voll Unschuld, voll Liebe und Treue. Damals war ich glücklich. Wenn mich Gulinda des Morgens nach dem Schlosse begleitete, oder des Abends dem Rückkehrenden entgegenging; wenn ich in einer stillen Vollmondsnacht mit ihr an dem See saß, oder in einem leichten Kahn auf seinen gekräuselten Wellen sie herumruderte, so war jede Erinnerung an die Vergangenheit aus meinem Gedächtniß verschwunden; ich lebte, vollkommen befriediget, nur der Gegenwart: denn meine Wünsche für die Zukunft reichten nicht weiter, als meine Hoffnungen. Die Wohlhabenheit, deren Gulindens Vater sich erfreute, und meine eigenen Aussichten, reichten hin für das bescheidene Glück, dessen wir bedurften.

Eines Abends saß ich mit Gulinden unter den Pappeln am See. Da rollte ein schwerer Reisewagen daher, und hielt vor unserm Hause. Ein

alter Mann stieg heraus, und trat ein. Ein Wagen war in diesen Gegenden ein Wunder. Wir machten uns also auf von unserm Sitze, und gingen nach Hause, um zu erfahren, wer der Fremde seyn möchte.

Der Fremde war mein einst entlaufener Oheim, der als Besitzer von mehr als einer halben Million aus Ostindien zurückkehrte, und mich aufsuchte.

6.

Am folgenden Morgen ging ich auf das Schloß, um mich bey seinem Besitzer zu verabschieden. Gulinda zögerte, mich wie sonst zu begleiten. Erst als sie sah, daß ich ihre Begleitung erwartete, schickte sie sich an, mir zu folgen. Schweigend ging sie neben mir her, und auch ich sprach nicht. Plötzlich blieb sie stehen. »Kommst du wieder?« fragte sie zögernd, und nur halb vernehmbar, indem sie das thränenschwere Auge langsam zu mir aufhob.

»Ich hoffe wiederzukommen,« sagte ich.

Sie schwieg und ging weiter. Als wir zu der Stelle kamen, wo sie gewöhnlich umzukehren pflegte, reichte sie mir die Hand. »Leb wohl!« sagte sie leise, und wendete sich zur Heimkehr.

Ich war bestürzt, aber ich ließ sie gehen. Noch waren keine vier und zwanzig Stunden verflossen, seit ich wußte, ich sey der Erbe meines Oheims. Als ich mit ihm wegfuhr, war Gulinda nirgends zu finden.

Ich weiß es, sie hat mir vergeben, wenn den Hingeschiedenen irgend eine Erinnerung an dieses Leben übrig ist; und ich habe abgeschlossen mit mir selbst über dieses Leben, wie über die Zukunft. Und dennoch — ich möchte nicht, daß mir die Erinnerung an jene Stunde in den letzten Augenblicken vor die Seele träte.

7.

Der Lieblingsgedanke meines Oheims war, den Glanz seines Namens zu erneuern. Da er über der Erwerbung der Mittel hierzu zum kränkelnden, preßhaften Greise eingeschrumpft war: so sollte ich diesen seinen Lieblingswunsch ins Werk setzen.

Das Land, wo ich bisher gelebt hatte, und wo er selbst geboren war, schien ihm für diesen Zweck ein allzu beschränkter Schauplatz zu seyn. Er ging also nach B..., wo er sich wichtige Verbindungen zu verschaffen gewußt hatte, und wo er mit all dem Prunke auftrat, zu welchem sein Namen

ihn berechtigte. Ich, meinerseits, sollte in den Staatsdienst treten, und ward wirklich angestellt. Alles schien sich für die Wünsche meines Oheims auf das Glücklichste zu fügen, als er nach Verlauf eines halben Jahres starb. Er hatte ein Leben voll Mühe, Beschwerden und Sorgen — und wenn es mir erlaubt ist, auszusprechen, was zu vermuthen ich guten Grund habe — voll Schuld daran gesetzt, den drey Sylben seines Namens einen hellen Klang zu verschaffen. Er starb mit der Überzeugung, daß sein Lebenszweck erreicht sey. Er irrte sich. Der Name E b b — n sollte auch künftig in die Dunkelheit gehüllt bleiben, in welche das Schicksal ihn schon früher zurückgeworfen hatte.

8.

Es liegt ein tiefer Sinn in jenen Dichtungen, welche die Macht der Leidenschaft dem Einfluß feindseliger Dämonen zuschreiben. Ich erinnere mich, einst ein Mährchen gehört zu haben, dessen Held, rein und schuldlos, wie M a c b e t h vor seinem Zusammentreffen mit den Schicksalsschwestern, in eine Höhle tritt, in welcher die finstern Mächte gefesselt schlummern. Eine eherne Gestalt steht mit aufgehobenem Arm an einer Glocke. Als der Jüngling

eintritt, schlägt sie mit dem Hammer an die Glocke. Da regen und strecken sich die Gefesselten, bis sie jetzt, gänzlich erwacht, aus ihrem Schlummer sich erheben, ihre Ketten zerbrechen, und mit der Wuth des Tiegers über ihre Beute herfallen.

Der Tod meines Oheims war der Glockenschlag, der die Dämonen, die bisher in meiner Brust geschlafen hatten, aus ihrem Schlummer weckte. Erst hatte der Druck meiner Abhängigkeit, und später Gulindens Liebe sie nicht erwachen lassen. Jetzt lag der Grund meiner früheren Befangenheit klar vor. Es war ein dunkles Gefühl von der Unersättlichkeit der Gierde nach Genuß, welches diese Gierde selbst in dumpfer Befangenheit erhielt. Ihre Regungen schwiegen, weil sie keine volle Befriedigung zu finden wußten, und weil keine andere ihnen genügte. Ich hatte die Wüstheit des jungen Grafen nicht getheilt: denn der Antheil, den ich an seinen Genüssen hätte haben können, war mir zu dürftig gewesen.

Vielleicht würde ich mich dennoch ermannt haben, hätte sich meiner nicht der schlimmste aller Dämonen bemächtigt; eine Frau, welche um diese Zeit in der Residenz erschien, und, troß manches dunklen Punktes in ihrer Geschichte und Abkunft,

in die ersten Zirkel Eingang fand. In der Fülle der üppigsten Schönheit blühend, besaß sie überschwänglich jeden Reiz, wodurch das Weib die Sinne bezaubern kann. Es gibt keinen Vorzug und keine Schwäche am Weibe, keine Tugend, und kaum ein Laster, die ich nicht im engeren Kreise, oder im vertrauten Umgange an ihr gesehen, oder wozu sich nicht eine Neigung an ihr geäußert hätte. Sie war heute eine Porcia, morgen eine Aspasia, und übermorgen eine rasende Bacchantin, oder eine schamlose Messaline. Was sie auch war: nie verlor sie auch nur einen Augenblick die Besonnenheit. Sie hatte glühende Leidenschaften, und wußte sie nicht nur zu beherrschen; sie spielte mit ihnen. Ich habe viele Menschen kennen gelernt, und den höchsten Aufschwung zur Tugend, wie die tiefste Erniedrigung des Lasters zu begreifen gesucht: aber diese Frau ist mir bis auf die gegenwärtige Stunde ein vollkommnes Räthsel geblieben. Die heutige poetische Welt würde sie genial nennen, und sie unendlich interessant finden: ich hingegen kann nicht ohne inneres Grausen an sie zurückdenken, das mich manchmal selbst in jener Zeit überschlich, wo sie mich in ihrem Netz, wie in unzerreißbaren Zauberbanden, gefangen hielt. Offenbar

hatte sie es vom Anfang her darauf angelegt, mich zu Grunde zu richten, und Alles, was an mir gut war, zu verderben; ob aus natürlicher Verkehrtheit, oder aus Verzweiflung der tiefsten inneren Erbitterung und Zerrissenheit, weiß ich nicht zu sagen. Sie kostete mich zwey Drittheile meines Vermögens, die ich ihr wie Spielzeug in den Schooß warf, und die sie wie Spielzeug hinnahm. Sie kostete mich mehr; Alles, was ich von sittlichem Werth, von Glauben an die Tugend, an die Menschheit und an mich selbst besaß. Zuletzt meine Freyheit. Durch sie ward ich in ein Complott gegen den damaligen Minister von ... hineingezogen. Mein Antheil an der Sache war an sich selbst ein unbedeutender, und wenig mehr, als jugendlicher Übermuth gewesen. Zulima allein war es, die durch ihren Einfluß der Untersuchung die nachtheiligste Wendung gab, und den Schein der gefährlichsten Absichten auf mich zu bringen wußte. Ich ward zu sechsjährigem schweren Festungsarrest verurtheilt.

Was bewog diese Frau, mich mit der berechnenden Bosheit eines Teufels zu verderben? Ich habe es bereits gestanden: ich weiß es nicht. Zwanzig Jahre später traf ich sie, durch einen sonderbaren Zufall, in ..., als die Gattin des —schen

Gesandten. Sie redete mich so unbefangen an, als ob sie mich früher nie gekannt hätte, und galt allgemein für eine Dame von dem unbescholtensten und achtenswerthesten Charakter.

9.

Als ich mich gefesselt zwischen die feuchten Wände eines dumpfen Kerkers gesperrt sah, morsches Stroh, statt üppig schwellender Kissen, zum Lager; Gefängnißkost, statt der schwelgerischen Mahlzeiten, an die ich gewöhnt war: als ich jetzt mit einem Blick Zulima's Bosheit, die Treulosigkeit meiner Freunde, den Übermuth meiner Feinde, und alle meine zertrümmerten Hoffnungen und Erwartungen übersah, glich mein Zustand der Raserey eines Wahnsinnigen, und ging in einzelnen Augenblicken wirklich in diese über. Die Erschöpfung aller meiner Kräfte verwandelte ihn zuletzt in ein dumpfes Hinbrüten, das, weniger peinlich, mir tausend Mal gefährlicher wurde.

Als man einen alten Philosophen fragte, was er für das Schwerste halte, gab er zur Antwort: sich selbst zu beherrschen. Zuverläßig aber ist es für den Menschen noch weit schwerer, sich selbst anzuklagen, wenn er durch seine Thorheit oder durch

seine Verbrechen sich elend gemacht hat, als sich selbst zu beherrschen. Er bürdet seine Schuld Andern und den äußeren Umständen, und die Verkettung der letzteren dem Zufall, dem Schicksal, dem Verhängniß auf: ohne zu bedenken, daß alle diese Worte ohne Bedeutung sind. Wenn ein unkräftiger Geist bey einem geringeren Grad inneren Zwiespalts auf diese Weise sich selbst zu täuschen sucht: so mag er immerhin endlich zu einer richtigeren Erkenntniß gelangen; wenn aber ein kräftiger Geist bey einer tiefer wurzelnden Entzweyung auf diesen Weg geräth: so geschieht von zwey Dingen immer Eines. Er ist dann, wenn seine sittliche Natur noch Kraft genug dazu hat, entweder so glücklich, den Kampf mit jener Täuschung durchzukämpfen, und sich zu der Vorstellung einer unbedingten sittlichen Weltregierung aufzuringen: oder der Begriff einer solchen geht in diesem Kampf ihm gänzlich unter, indem er zuletzt an ihr verzweifelt, oder gleichgültig sie aufgibt.

Ich war damals nicht so glücklich, den schweren Kampf durchzukämpfen. Der Begriff einer sittlichen Bedeutung des Lebens, wie Hartmann ihn in uns zu legen gesucht hatte, war mir in dem wilden Jagen nach Lebensgenuß größtentheils ver-

loren gegangen. Was mir davon geblieben war, diente nur, den Kampf peinlicher und hartnäckiger zu machen, nicht ihn zu einem glücklichen Ende zu führen.

10.

Nach zwey Jahren erhielt ich eine Milderung meiner Strafe. Ich erhielt ein besseres Gefängniß, und die Erlaubniß, an drey Tagen in jeder Woche mit andern Gefangenen, welche die gleiche Begünstigung genossen, in einem verschlossenen Hofe auf und nieder zu gehen. Auf diese Weise machte ich die nähere Bekanntschaft von zweyen meiner Mitgefangenen, die in der Stimmung, in welcher ich mich befand, nothwendig einen großen Einfluß auf mich gewinnen mußten.

Der Eine war ein Ritter von C.... Ich weiß nicht, ob das, was ich lieber Verruchtheit, als Verkehrtheit des Geistes nennen möchte, weiter gehen kann, als es bey C... ging; das wenigstens ist gewiß, daß Zweifel und Unglaube sich nicht entschiedner und scheinbar nicht besonnener und folgerichtiger herausstellen können, als sie in C... sich herausstellten. Was ihn von Andern seines Gleichen unterschied, war, daß er die Tugend nicht für

einen bloßen Nothbehelf, nicht bloß für ein Sürrogat des Genusses, und noch weniger für einen bloßen Wahn oder ein leeres Hirngespinst hielt. Sie war nach seiner Überzeugung unbedingt nothwendig um glücklich zu seyn; das Laster machte immer und überall unglücklich; es war, auch nach seiner Überzeugung, das einzige wahre Übel. Die Vorstellung, und ich darf hinzusetzen die Überzeugung von dem innigsten Zusammenhange zwischen Tugend und Glückseligkeit habe ich nie bey einem andern Menschen bis zu einem gleichen Umfang, und zu dem gleichen Grade von Klarheit ausgebildet gefunden. Aber Tugend und Laster waren nach seinem System das zufällige Ergebniß der Einwirkung äußerer Umstände, und das Gesammtleben der Menschheit, wie das Leben des Einzelnen, ein Product der Nothwendigkeit, eine seelenlose, vom Zufall gestellte Maschine. Zu dem Begriff eines selbstständigen Werthes der Tugend und eines sittlichen Fortschreitens, wie er sich aus dem Begriff einer sittlichen Weltordnung ergibt, hatte er sich nie erheben können. Darum war sein Kampf gegen die stürmischen Leidenschaften, die ihn erfüllten, ein ohnmächtiger und fruchtloser; und darum mußte er in diesem Kampfe, um mich hier seines Lieblings-

ausdruckes zu bedienen, nothwendig — zu Grunde gehen.

Der zweyte meiner Mitgefangenen war ein junger Mensch, den eine Leidenschaft, der sein Kopf nicht gewachsen war, zu einem Cassendiebstahl verleitet hatte. Sein Verbrechen hatte seinem alten, ehrenwerthen Vater das Leben gekostet. Das hatte ihn zur Besinnung, und mehr, als die Strafe welcher er verfallen war, zur Erkenntniß seiner Schuld gebracht. Er war unerschöpflich darin, mir mit wehmüthiger Zerknirschung zu erzählen, wie in der Aufregung, in welcher er das Verbrechen beging, ihn tausend zufällige Umstände davon abgewarnt, und tausend andere die Warnung fruchtlos gemacht hätten. Er hatte sich gänzlich in diese Berechnung versenkt: dabey aber den Antheil seiner sittlichen Schwäche richtig in's Auge gefaßt. Ich brauche nicht zu bemerken, daß in der Stimmung, in welcher ich mich damals befand, nicht dieser Theil seiner Berechnung, sondern nur jener, der als Beleg für die Sophismen des Ritters gelten konnte, auf mich einwirkte.

Was dieser Einwirkung einigermaßen das Gegengewicht hielt, war ein Traum, dessen ich mich noch jetzt mit unverminderter Lebhaftigkeit erinnere.

Mir träumte, ich läge auf einem weiten, von Bergen umschlossenen Felde im Todtenhemd in einem offenen Sarge. Meine Mutter kniete an dem Sarge, und an den Blicken, die sie auf mich, und dann zum Himmel richtete, an ihren zu diesem erhobnen Händen, erkannte ich, daß sie für mich bethe. Ich war unfähig mich zu regen. Plötzlich fing der Boden unter dem Sarge zu weichen an, und unter einem gellenden Wehruf meiner Mutter, der von allen umliegenden Bergen wiederhallte, und noch jetzt in meinen Ohren tönt, versank ich.

11.

Das Gefühl Desjenigen, der sich nach langer Kerkerhaft wieder frey sieht, läßt sich nur mit jenem vergleichen, welches die Genesung von einer schweren Krankheit in unsre Brust gießt. Wenn wir aus den dumpfen Räumen eines Gefängnisses, oder der Krankenstube, zum ersten Mal hinaustreten, und auf's neue den erquickenden Strom der Lüfte trinken: dann scheinen nicht bloß Genesung oder die Freyheit, dann scheint das Leben selbst mit allen seinen Gaben uns wieder gewonnen und geschenkt zu seyn.

Doch nur wenige Tage wehte der Hauch dieses

Gefühls mir Erquickung zu. Meine Brust war zu voll von Unmuth und Erbitterung, als daß er sie für die Dauer hätte erfrischen können.

Da ich kein wirkliches Verbrechen begangen, und nur durch eine Unbesonnenheit den Schein eines solchen auf mich geladen hatte: so konnte ich, wenn die Umstände sich geändert hatten, auf eine Revision meines Prozesses, und eine Anerkennung meiner Schuldlosigkeit Anspruch machen. Die Umstände hatten sich geändert; aber nicht die Gesinnungen meiner Feinde; und somit war in dieser Hinsicht wenig für mich zu erreichen. Was Zulima von meinem Vermögen mir übrig gelassen, ward mir wieder eingehändigt; aber wie hatten Habsucht und Raubgier nicht damit hausgehalten! Ich versuchte es, ihnen ihre Beute zu entreißen; doch sie vertheidigten diese so gut und so einträchtig, daß ich zuletzt zufrieden seyn mußte, wenn sie sichs gefallen ließen, daß ich die Untersuchung aufgab.

Ich verließ jetzt die Residenz, und zog ein paar Jahre, ohne Ziel und Zweck, theils im nördlichen, theils im südlichen Deutschland herum. Mit jedem Tage verbitterte mein Gemüth sich mehr. Ich habe den Menschenhaß jederzeit für eine Albern-

heit gehalten. Ich haßte die Menschen nicht; aber ich fing an, sie von ganzem Herzen zu verachten.

12.

In einem Städtchen des südlichen Deutschlands ward ich krank. Das Übel überraschte mich plötzlich, und ich sank auf der Straße, wie leblos, zusammen. Man brachte mich in das nächste Haus, das einer armen Witwe gehörte. Ein paar Tage darauf wird diese von ihrem entfernten Schwiegersohn abgerufen. Da der Arzt erklärte, man könne mich nicht ohne Gefahr in meine Wohnung schaffen: so mußte ich bleiben. Die Witwe bath daher eine Verwandte von ihr, die in einem benachbarten Hause diente, meine Pflege zu übernehmen, wenn ihre Gebieterin es erlauben wolle. Nicht nur diese Erlaubniß ward der Magd gegeben; ihre Frau wollte selbst nachsehen, was für meine Pflege anzuordnen sey. Sie besuchte mich, und ich erkannte in ihr — Gulinden.

13.

Gulinda hatte sich einige Jahre nach meiner Abreise mit einem Offizier von Adel verheirathet, der seinen Abschied genommen hatte, und ein nicht

unbedeutendes Vermögen besaß. Wie viel, oder wie wenig Antheil die Neigung von ihrer Seite an dieser Verbindung gehabt hatte, weiß ich nicht zu sagen. Sie war eine sehr unglückliche. P..., ihr Gatte, trieb sich den größten Theil des Jahres in den Bädern, und an andern Orten, als Spieler herum. Sein eigenes, wie Gulindens Vermögen, war bereits verschwendet, und nur die Arbeit ihrer Hände und die höchste Sparsamkeit schützte die unglückliche Gattin vor drückendem Mangel. Ich habe P... nie selbst kennen gelernt. Nach Allem, was Andere von ihm sagten, war er Gulindens in jeder Rücksicht gänzlich unwerth; roh, gemein und unempfindlich. Dennoch erinnere ich mich nicht, jemals auch nur die geringste Klage über ihn, oder über ihr Schicksal, aus ihrem Munde gehört zu haben.

14.

Gulinda wachte über meine Pflege mit der aufmerksamsten Sorgfalt. Ich wurde nicht nur keine Empfindlichkeit, sondern auch nicht die leiseste Spur ihres innern Grames an ihr gewahr. Alles, was sie that und sprach, trug das Gepräge heiterer Sanftmuth und stiller Ergebung.

Daß ich höchst unwürdig an ihr gehandelt hatte: das hatte ich schon früher erkannt. Lebendiger empfand ich es jetzt. Sie würde der Schutzgeist meiner Tugend, die Schöpferin meines Glückes gewesen seyn. Wie ganz anders würde nicht Alles gekommen seyn, wenn ich den guten Engel, welchen mir der Himmel gesandt hatte, nicht verkannt und herzlos von mir gewiesen hätte!

Konnte sie das nicht auch jetzt noch seyn? Nichts ist Frauen, wie Gulinda war, natürlicher, als der Wunsch, den Mann, welchen sie einst geliebt haben, wenn sie ihn unter sich selbst herabgesunken sehen, wieder zu erheben und aufzurichten. Allein ich war bereits zu tief gesunken, als daß ihr dieses hätte gelingen können. Erst entstand der Wunsch, und bald das glühende Verlangen in mir, ihre Liebe zu erringen, und ward jeden Tag heftiger und ungestümer; doch meine Liebe war nichts Anderes als Lüsternheit. Mein Herz und meine Phantasie waren zu tief verderbt, als daß ich einer besseren Liebe fähig gewesen wäre: obwohl ich zur Falschheit gegen mich selbst meine Zuflucht nahm, und mich über meine Empfindungen, so gut ich es vermochte, zu täuschen suchte.

Gulindens Gemüth war zu rein, und durch diese Reinheit sich zu klar, und zu stark, als daß ich meine unlautere Leidenschaft ihr hätte gestehen dürfen. Scheu mußte ich sie in mich selbst verschließen. Desto ungestümer wüthete sie in meinem Innern. Zwischen ohnmächtigen, fruchtlosen Versuchen, mich über sie zu erheben, und der Unmöglichkeit, sie zu befriedigen, ward sie im raschen Wachsthum immer heftiger und peinlicher, und mehrte mit jeder Stunde meinen Unmuth und meine innere Zerrissenheit.

Dem, der mit einem bösartigen Geschwür behaftet ist, verwandelt sich auch die gesunde Nahrung in Gift. So bey mir. Gulindens Reinheit war zu lauter, ihr Sinn zu schlicht und einfach, und im Bewußtseyn die rechte Bahn zu verfolgen, sich zu klar; und ihre Frömmigkeit, ihr Gottvertrauen zu wahr und ungeschminkt: als daß ich diese hätte angreifen können. Und dennoch bedurfte der rastlos in mir gährende Unmuth eines Ableiters. Jetzt trugen die Lehren des Ritters von C... ihre verderblichen Früchte. Die Saat, die damals in meine Brust gefallen war, schoß jetzt schnell in üppige Ähren auf. Ich war schuldig; aber warum war ich es? Ich war elend; warum hatte ich es werden müssen? Ich hatte Beydes werden müssen,

durch die Einwirkung, durch die Verkettung der äußeren Umstände. Wenn diese sich anders fügten, wenn mir keine halbe Million zufiel, keine Zulima sich meiner bemächtigte und meine Phantasie entzügelte, und der Brennstoff verderblicher Leidenschaften nicht schon seit der ersten Kindheit in mir aufgehäuft lag; wenn, mit einem Worte, mein ganzes äußeres Leben sich nicht so gestaltete, wie es sich wirklich gestaltet hatte: so war ich ein Anderer; ich war nicht schuldbeladen, ich war nicht elend. Warum nun hatte sich Alles gerade so gestaltet, daß ich elend werden mußte? wer hatte die Umstände, die mich dazu machten, geordnet? der Zufall? Ich konnte nicht, wie der Ritter, bey diesem Wort, und bey der bloßen äußeren Erscheinung stehen bleiben. Wer sonst also? Gulindens frommer Glaube nannte den letzten Grund aller Dinge: Gott; Gott also hatte mich schuldig und elend gemacht. Und mich allein? Auch sie, die ihm kindlich vertraute, und Millionen Andere.

»Wenn er grübelt,« sagt ein deutscher Schriftsteller, »kann der Teufel selbst scheinbar gegen Gott Recht behalten.« Ich erfuhr die Wahrheit dieser Behauptung an mir selbst. Der religiöse Glaube, das Vertrauen auf Gott, waren meinem Herzen

schon seit langer Zeit fremd geworden. Sind sie aber das: so wird der Geist bey den Erschütterungen der Leidenschaften, in der Aufgeregtheit des Unmuths, in der Verzweiflung des Schmerzes, sich überall in ein Irrgewinde von Trugschlüssen verlieren; und nur um so weniger sich herausfinden, je zuversichtlicher er sich selbst vertrauen zu dürfen glaubt.

Ich bedurfte der Beschäftigung, wenn ich meinen Zustand ertragen, und nicht dem Wahnsinn verfallen wollte. Ich wendete mich zu den Studien zurück, und wählte die Geschichte. Auch sie ward mir zum Gifte. Sie wird es jedem werden, dem der Begriff einer sittlichen Weltordnung verloren gegangen ist. Überall wird er in der ewig fortwuchernden Saat des Bösen, in der ewig sich wiederholenden Folge von Verbrechen und Jammer nur das Walten einer dämonischen Macht und die Frucht einer eisernen Nothwendigkeit erblicken; nicht das Walten jenes Gesetzes, das in hehrer Majestät über allen Verirrungen und Verbrechen unsers Geschlechtes schwebt, und durch sie selbst bestätigt und verklärt wird.

15.

Mein Zustand wurde mir zuletzt unerträglich, und ich beschloß, meinen bisherigen Aufenthalt zu verlassen. Ich mußte mich losreißen, oder zu Grunde gehen. Mehr, als einmal, war die Idee des Selbstmordes in mir aufgestiegen; ich war immer glücklich genug gewesen, sie abzuweisen. Ich weiß das nur einem Umstande zuzuschreiben. Wie wenig auch aus der Nacht, welche dieses Leben von der Zukunft scheidet, ein tröstender Strahl des Lichtes zu mir herüber leuchtete: ich hatte zu lange und zu tief in diese Nacht hineingesehen, um mit kecker Verwegenheit in sie hineinzuspringen.

Ich weiß nicht, in wie ferne Gulinda meine Leidenschaft errathen haben mochte. In meine Zerrissenheit hatte sie, und gewiß mit tiefem Schmerz, geblickt. Ihr richtiges Gefühl mußte ihr bald gesagt haben, wie wenig sie dieselbe zu heilen vermöge. Als ich von ihr Abschied nahm, strömten heiße Thränen aus ihrem Auge, die sie vergebens zurückzuhalten suchte. »Leben Sie wohl,« sagte sie, »ich kann nur bethen für Sie.«

Ich war ergriffen; aber bald ging auch diese Rührung vorüber, ohne eine Spur zurück zu lassen.

16.

Wie früher, streifte ich auch jetzt wieder, ohne Ziel und Zweck, im südlichen und westlichen Deutschland umher.

In Frankfurt erhielt ich durch die Zeitungen die erste Kunde von dem Ausbruche der französischen Revolution. Ich ging nach Paris, und stürzte mich, wie so viele Andere, mitten in ihren Strudel. Was beym Beginn derselben so viele edle Menschen täuschte, täuschte mich nicht, zog mich nicht an. Ich bedurfte, um mein Daseyn zu ertragen, einer heftigen Aufregung. Nicht mehr! Ich fand diese in den Gräuelscenen, von welchen ich Zeuge war. Sie bestätigten meine Welt- und Menschenverachtung. Daß ich nicht einen thätigen Antheil an diesen Gräuelscenen nahm, und nicht die Rolle eines Collot d'Herbois oder eines Chaumette's spielte, hatte ich nur meinem guten Genius zu danken, der mich gleich anfangs der Schreckensregierung mit Marat in einen Streit verwickelte, der meine Einkerkerung zur Folge hatte. Ein bloßer Zufall, die Verwechslung des Namens eines unglücklichen Landsmannes mit dem meinigen, rettete mein Leben, und brachte jenen, statt meiner,

unter das Beil der Guillotine. Acht Monate saß ich so im Gefängnisse, jeden Abend erwartend, daß man mich am nächsten Morgen zum Tode führen werde, wie jeden Morgen einige Andere meiner Mitgefangenen zum Richtplatz abgerufen wurden. Mein Gemüth versank in dieser Zeit in eine gänzliche Erstarrung. Die Äußerungen der ruchlosesten Verworfenheit und Entmenschung, die rührendsten Beyspiele von Ergebung und edler Selbstaufopferung machten auf meinen Stumpfsinn gleich wenig Eindruck. Das Leben schien mir nur noch ein toller Traum zu seyn, in welchem Verbrechen und Jammer, Betrug und leere Einbildung, wilder Sinnenrausch und tödtliche Langeweile, im fortwährenden Wechsel sich ablösten — wie der Zufall sie eben zusammenwürfelte.

17.

In kleinen Tagreisen verließ ich, als der Sturz Robespierre's mein Gefängniß geöffnet hatte, Frankreichs Boden; gänzlich unbekümmert darüber, daß ein rascher Umschwung der Dinge der kaum erlangten Freyheit in der nächsten Stunde mich wieder berauben konnte. Eine kurze Zeit verweilte ich in der Schweiz; dann kehrte ich nach Deutschland

zurück. Ich reiste nach Gulindens Wohnort. Zu welchem Zweck? In welcher Absicht? Ich fragte mich nicht darnach.

Als ich die Treppe zu ihrer Wohnung hinanstieg, und in den Vorsaal trat, fand ich ihn mit unordentlich durch einander geworfenen Geräthschaften aller Art angefüllt, und ein paar übelaussehende Menschen, welche diese verzeichneten. Indem ich gegen den Einen vorschreite, um ihn zu fragen, was dieses bedeute, gewahre ich durch die offene Thüre des anstoßenden Zimmers in diesem ein brennendes Licht. Ich trete hinein. Das Licht stand neben einem Brett, das man über die Lehnen zweyer Stühle gelegt hatte. Auf dem Brett lag Gulindens Leiche mit über der Brust gefalteten Händen im groben härenen Sterbekleide.

Gulindens Gatte war vor einigen Wochen aus dem Bade zu Liebenau angekommen. Einige Tage darauf war ein —scher Offizier eingetroffen, den er dort übervortheilt und beleidigt hatte. Die Sache endete mit einem Duell, in welchem der Beleidiger erschossen wurde. Das Entsetzen über diesen Vorfall hatte Gulinden in eine Krankheit gestürzt, die bey ihrer Gemüthsstimmung und dem Mangel ärztlicher Hülfe sie schnell weggerafft hatte.

Friede sey ihrer Asche! Ich weiß es, daß sie mir vergeben hat.

18.

Es gibt keinen gefährlicheren Zustand der Seele, als das Versinken aus leidenschaftlicher Überspannung in gänzliche Tonlosigkeit und Abspannung. Da ist es, daß der Teufel uns nur bey einem Haare zu fassen braucht, um uns für immer zu haben. Aber auch unser guter Engel braucht uns in diesem Zustande nur bey einem Haare zu fassen, um uns zu sich zu ziehen.

Es war mein guter Engel, der in jener Stunde mir nahe trat. Vielleicht der Geist der Hingeschiedenen. Wer will mir diesen Glauben geradezu eine Thorheit nennen!

Ich weiß mich keines bestimmten Gedankens, keiner bestimmten Empfindung zu erinnern, als ich neben der Leiche stand. Schlaff und unbeweglich stand ich da. Auf einem niedern Schemel an der Wand saß Gulindens dreyjähriger Knabe. Ich hatte bey meinem Eintritt einige Früchte in der Tasche gehabt, und sie dem Kinde gegeben, das gleich begierig zu essen anfing. Jetzt kam die Hauswirthin herein, um etwas zu suchen. Der Knabe

ging zu ihr, und bot ihr schmeichelnd von seinen Aprikosen. »Fort, Wechselbalg,« sagte die Frau, indem sie das Kind zurückstieß, das zu Boden fiel und laut aufschrie.

Dieser Anblick riß mich plötzlich aus meiner Erschlaffung, und gab meinen Muskeln ihre Spannkraft wieder. Mit geballter Faust, mit den Zähnen knirschend, sprang ich wie ein Rasender auf die Frau zu, und würde sie ermordet haben, wenn sie, überrascht und bestürzt, nicht glücklicher Weise lautlos geschwiegen hätte.

Die Überspannung dieser unfreywilligen Bewegung ließ im nächsten Moment plötzlich wieder nach. Ohne ein Wort zu sagen, wandte ich mich von der Frau ab, raffte den Knaben auf, nahm ihn auf meinen Arm, und eilte nach meinem Gasthofe.

19.

Es löst sich nichts schwerer und langsamer, als die Betäubung der Seele. So auch damals bey mir. Mit der augenblicklichen Erschütterung, die ich erfahren hatte, war noch durchaus keine bedeutende Regsamkeit in mein inneres Leben gekommen. Ich war mir weder eines tiefgreifenden Schmer-

zes um die Hingegangene, noch des Vorsatzes bewußt, an ihrem Kinde zu sühnen, was ich an ihr gefrevelt hatte. Nur des einzigen Gedankens war ich mir bewußt, den Knaben nicht mehr von mir zu lassen.

Trocknen Auges ging ich, den Kleinen an der Hand, hinter dem Sarge der Mutter her. Ein armer Handwerker sprach, als man sie in die Erde gesenkt hatte, einige erhebende Worte, und die wenigen Begleiter sprachen ihr, Amen, dazu. Auch aus meiner Brust drängte sich ein gedämpftes: Amen, herauf, und mit einer unwillkürlichen Bewegung hob ich den Blick zum Himmel auf, um Denjenigen zu suchen, der sein Antlitz über der Vollendeten erleuchten sollte; nicht mit gläubigem Vertrauen: aber auch nicht mehr wie früher mit stumpfer Gedankenlosigkeit, oder mit der frechen Zweifelsucht innerer Zerfallenheit.

20.

Am folgenden Morgen wanderte ich, den kleinen Alfred an der Hand, aus dem Thore. Mein Vermögen war bis auf ein Capital von etwas mehr als zehntausend Gulden zusammengeschmolzen, das bey einem Handlungshause in Wien stand. Dorthin wollte ich.

Die Liebe zu dem Kinde erfüllte mich noch nicht in dem Grade, wie sie später mein ganzes Wesen ausfüllte und befriedigte. Dennoch mußte sie bereits tiefe Wurzeln in meiner Brust geschlagen haben. Ich konnte in drey Tagen an den Ufern der Donau seyn, und die Reise nach Wien zu Wasser machen: allein ich wollte den Knaben nicht den Gefahren einer Wasserfahrt aussetzen. Gewohnt das Geld achtlos hinzugeben, ward ich jetzt mit einem Mal sparsam, und fing an sorgfältig zu rechnen. Ich hatte noch so viel, um einen Wagen zu bestreiten: aber er schien mir zu theuer. Mit dem frühesten Morgen machte ich mich auf den Weg, lag die heißen Stunden des Tages über still, und setzte meine Reise in der Kühle des Abends wieder fort. Alfred lief, wo es anging, neben mir her; und war er müde, so trug ich ihn.

Schon ganz nahe an der österreichischen Gränze hatte mich eines Tages meine Berechnung des Weges gänzlich irre geführt. Die Nacht überraschte mich; der Knabe ward unruhig; ich nahm ihn auf den Arm und schritt wacker zu. Vergebens; ich vermochte keinen bewohnten Ort mehr zu erreichen. Zum Glück war es eine laue Vollmondsnacht zu Anfang des Augusts. Ich legte also den Knaben

am Abhang eines Hügels in's Gras, schnitt ein paar Stecken, pflanzte sie in die Erde, breitete, um den Schlummernden vor dem Nachtthau zu schützen, meinen Rock darüber, und wachte, bis der Knabe spät am Morgen die Augen aufschlug. Als er beym Erwachen erst einen Augenblick verwundert vor sich hinsah, und, als er mich gewahr wurde, sogleich die Arme nach mir ausstreckte, und mir um den Hals fiel, schossen mir unwillkürlich die Thränen in die Augen; die ersten, welche seit vielen Jahren meine Augen befeuchtet hatten.

21.

Als ich Wien erreicht hatte, und den Kaufmann aufsuchte, bey dem mein Capital stand, sagte er mir mit großer Gemüthsruhe, daß er sich Tags zuvor gerichtlich für zahlungsunfähig erklärt habe. Das Glück, so oft man ihm auch den Vorwurf blinder Willkür zu machen pflegt, glaubte eine solche Gemüthsruhe billiger Weise belohnen zu müssen. Der wackere Mann befand sich nach ein paar Jahren wieder in den comfortablesten Umständen.

Ich ging zu einem Advocaten, und erfuhr mindestens auf das Bestimmteste, wie wenig ich zu hoffen habe.

Ich besaß noch einige dreyßig Thaler. Wie weit konnten sie reichen? Und wenn ich auch damit auf der Neige war; was dann beginnen? Im schlimmsten Fall war ich entschlossen, für Tageslohn zu arbeiten, um Alfred durchzubringen. Ein glücklicher Zufall brachte mich mit einem Mann zusammen, der meine Lage erst errieth, dem ich sie dann gestand, und der mir Hoffnung machte, mich in einer Druckerey als Corrector unterzubringen. Es gelang. Neunzehn Jahre habe ich seither Tag für Tag acht, auch zehn Stunden gesessen, und für einen Gulden des Tages Druckfehler verbessert. Ich war froh, diese Versorgung gefunden zu haben, und trieb mein Geschäft anfangs mehrere Monate mit der ängstlichsten Sorgfalt, weil ich fürchtete, daß man mit meinen Diensten unzufrieden seyn, und mich fortschicken könne.

Ich miethete in einer entfernten Vorstadt in einem Hinterhofe eine kleine Wohnung, und nahm eine alte, kinderlose Witwe zu mir. Nächtliche Schreibereyen mußten aushelfen, da mein Gulden nicht immer zureichte. Ich war froh, wenn ich damit, war es auch in kalten Winternächten, ein Weniges vor mich bringen konnte.

22.

Die Naturforscher weisen nach, wie die Natur selbst ihre größten Wirkungen mit dem geringsten Aufwande von Kraft vollbringe. Das nämliche Gesetz von Sparsamkeit herrscht im Reich des geistigen Lebens; ohne daß der Psycholog es hier, wie im physischen Leben der Naturforscher, mit der gleichen Bestimmtheit nachweisen könnte.

Ich habe bereits bemerkt, daß ich in der ersten Zeit, wo ich meines Pflegesohnes mich annahm, mir keiner bestimmten Empfindung des Mitleidens, keines Vorsatzes, an ihm mein Unrecht gegen seine Mutter zu sühnen, oder mein Inneres umzugestalten bewußt war. Mein inneres Leben war seit meiner Gefangenschaft zu Paris so tief herabgesunken, daß es auf dem Punkte war, sich aufzulösen, oder wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, gänzlich zu zerfließen. Die plötzliche Aufregung meines Inneren bey der Mißhandlung des Knaben war eine krampfhafte gewesen; meine Seele ergriff ihn damals, wie der erschöpfte Kranke bey plötzlich eintretendem Krampf einen zufälligen Gegenstand bewußtlos ergreift und festhält. Mein Leben, das für mich selbst und für Andere keinen Werth hatte,

konnte für dieses gänzlich hülflose Kind einen Werth haben. Das war der erste schwache Faden, der sich anknüpfte; und wie viel knüpfte sich nicht an diesen schwachen Faden!

Erst ging mein ganzes Trachten nicht weiter, als darauf, den Knaben durchzubringen. Ich wußte dazu keinen andern Weg, als Druckfehler zu corrigiren, und so saß ich denn mit instinctmäßiger Geduld an meinem schmalen Tisch zusammengekrümmt, und corrigirte. Bald that es mir wohl, wenn ich Abends müde unter mein abgelegenes Dach kam, den Kleinen sich um mich herumschmeicheln zu sehen. Wie wenig sind nicht die Liebkosungen eines Kindes, und die Liebkosungen, durch welche wir sie hervorrufen: und dennoch, welche Centnerlasten hat die Natur nicht an diese schwachen Fäden geknüpft! Nehmt aus dem Leben eines Mannes, der einen ganzen Staat aufrecht erhält, die Freude an der ersten Entwicklung, und an den Spielen seiner Kinder weg: und er wird vielleicht ein eben so schlechter Beamter, als Familienvater seyn.

23.

An die Liebe, welche ich zu dem Knaben gefaßt hatte, knüpfte sich die Umwandlung meines

ganzen inneren Menschen. Man hat so viel über die Liebe geschrieben; ihr Wesen läßt sich mit zwey Worten erschöpfen. Sie will den geliebten Gegenstand glücklich wissen. Dieses Wollen ist ein wahres, treues, inniges; und darum scheut die Liebe bey diesem Streben kein Opfer; darum ist sie in diesem Streben sich immer klar, und immer mit sich selbst einig.

Alfred sollte ein besserer und glücklicherer Mensch werden, als ich selbst geworden war. Warum war ich weder das eine, noch das andere geworden? Nicht die herben Zurechtweisungen, die meine Thorheit und meine verkehrten Neigungen erfahren hatten; nicht der zweymalige Verlust meiner Freyheit; nicht die heftigste Gährung innerer Entzweyung hatte mich in mich selbst zurückgeführt. Die Liebe zu meinem Pflegling that es.

Reich hat sich mir diese Liebe belohnt, und mir tausendfältige Früchte des Segens getragen. Erst der Erkenntniß meiner Irrthümer; dann durch diese einer klaren Erkenntniß der wahren Bedeutung des Lebens; durch diese den Muth und die Kraft mit festem Schritt die Bahn zu wandeln, die ich mit Sicherheit, wenn gleich erst spät, als die richtige erkannt hatte.

Unter vielfachen Entbehrungen ist Alfred zum Jüngling herangereift, wie der Jüngling seyn soll, bey unbefleckter Reinheit der Seele, heiter und lebensfroh, lebenskräftig und lebensmuthig. Als im verflossenen Jahr der Ruf zum Befreyungskriege erscholl, trieb die jugendliche Begeisterung auch ihn, sich in die Reihen der Kämpfer zu stellen. Mit schwerem Herzen habe ich mich von ihm getrennt; aber der große Kampf ist glücklich beendigt, und bald hoffe ich ihn, zum Manne gereift, in meine Arme zurückkehren zu sehen.

24.

Den 16. Juny 1814.

Die ganze Stadt schwimmt in einem Meer von Glanz. Eine zahllose Menge wogt in allen Straßen umher, die Brust voll trunkner Siegesfreude. Nur ich sitze einsam und verlassen bey einem spärlichen Licht in meinem engen Stübchen. Ich dachte mir, an diesem Abend meinen Theil zu nehmen, an dieser Freude Aller; aber ich erhielt, eh' es Abend wurde, die sichere Nachricht, daß mein Alfred auf dem Felde von Leipzig unter denen liege, welche den heutigen Jubel mit ihrem Blute bezahlten.

Mir ist, als könnte ich es nicht fassen: und dann wieder faß' ich es recht wohl. Die Vorsehung straft mein früheres Leben durch diesen Schmerz. Ich bin nicht mehr derselbe, der ich vor neunzehn Jahren war, und grolle ihr nicht mehr in wilder Empörung. Nicht einmal das will und darf ich sagen: »Hier war ich rein!« Sie straft oft unsre Fehler an unsern Tugenden; und nie darf der Mensch mit ihr rechten. Daß ich hier rein bin: es ist ihr Werk. Gepriesen sey ihr Name!

Aber dennoch zieht der Schmerz krampfhaft jede meiner Fibern zusammen, und in der Tiefe meines Herzens tönt der unendliche Wehruf: »Er ist gefallen; ich werde ihn in diesem Leben nie, nie wiedersehen.

Ich bin neunzehn Jahre arm gewesen, mit ihm, für ihn; und ich hab es mit heiterem Muthe ertragen. Ich kann die Armuth noch ferner ertragen; aber wie soll ich das Leben ertragen: da ich ihn verloren habe, in dem ich lebte, und durch den ich zu leben gelernt habe.

25.

Sieben Jahre später.

Wenn diese Blätter nach meinem Tode Jemanden in die Hände fallen, der Antheil genug daran

nimmt, um bis hierher fortzulesen: so wird er es diesen Zeilen, die ich mit zitternder Hand noch beyfüge, wohl ansehen, daß ich sie in den letzten Tagen meines Lebens geschrieben habe. Kaum erwartet er dann von dem kinderlosen, in Dürftigkeit und Verlassenheit hinscheidenden Greise etwas Anderes, als Ergießungen eines bey dem nahen Tode in weiche Wehmuth sich auflösenden Schmerzes; und vielleicht auch die Äußerungen einer aufrichtigen Reue und gelassener Ergebung. Auch irrt er sich nicht gänzlich; irrt er gleich zum Theile. Denn ich empfinde wirklich einen tiefen Schmerz über meine Verirrungen; und aufrichtig wünschte ich, sie nicht begangen zu haben. Mit Ergebung blicke ich in die Zukunft. Ich empfinde es tief, und nicht ohne Wehmuth, daß ich arm, hülflos und verlassen, als ein kinderloser Greis in die Grube sinke, und niemand hinter mir lasse, der sich mit Liebe meiner erinnerte, und mir eine Thräne nachweinte: aber dennoch ist meine Seele heiter; und klar und hell liegt mein Leben vor mir in den Stunden, in welchen sonst der Schmerz, mit welchem der Mensch sich vom Leben lossagt, und die bange Furcht vor der ungewissen Zukunft, welcher er entgegengeht, sein Auge mit einem düsteren Schleyer

umzieht, und Alles vor seinen Blicken in einen trüben Nebel zusammenfließen läßt.

Mein Leben habe ich gesagt. Ich habe unrecht gesagt. War denn mein Leben ein besonderes? waren die Gesetze, welchen es unterlag und die seinen Gang bestimmten, andere, als die, welchen jedes Menschenleben unterworfen ist? waren die Stadien, die ich durchlief, andere, als die Jeder durchläuft, der vom Weibe geboren ist? den Weg vom Irrthum zur Schuld, von der Schuld zum Schmerz; vom Schmerz zur richtigen Erkenntniß; den Weg aus der Finsterniß zum aufdämmernden Lichte.

Ein deutscher Dichter hat gesagt: Der Übel größtes sey die Schuld. Nicht die Schuld, der Irrthum ist das größte und das einzige Übel: denn der Irrthum allein ist es, der die Schuld erzeugt. Wir klagen die Leidenschaften an, als die Quelle aller moralischen Übel und aller Verbrechen. Fließt diese Quelle nicht selbst aus einer andern und allgemeineren? Die Lüsternheit des Wüstlings, die Gierde der Habsucht, die Erbitterung der Rachsucht, der Übermuth des Gewaltthätigen: was sind sie anders, als ein Irrthum über die Mittel zur Befriedigung des stärksten und allgemeinsten aller

uns eingepflanzten Triebe, des Triebes glücklich zu seyn?

Wir berechnen unsre Irrthümer, wie schlechte Haushälter ihre Ausgaben, immer nur nach auffallenden Summen, nicht nach dem, was wir in Pfennigen verwerfen. Und wie in einer schlechten Haushaltung die Fahrläßigkeit: so ist hier die Flachheit des Geistes unsre verderblichste Feindin. Wir sind Alle flach, so lange wir nicht die Beziehung jedes Lebensverhältnisses zu der allgemeinen Idee der sittlichen Bestimmung des Lebens klar, scharf und sicher erfaßt haben.

Eines ist es, was vor allem Andern die Befangenheit unsers Irrens erhält und unsre Berechnung verwirrt. Wir berechnen immer nur, was wir gethan oder erstrebt: nicht aber, war wir unterlassen, oder außer Acht gelassen haben; oder nur, was wir nicht gethan haben, ohne Berücksichtigung des Positiven, was wir hätten thun sollen, und thun können. Es gibt aber für jedes Lebensverhältniß, in dessen Beurtheilung und Behandlung wir geirrt, und dadurch uns selbst oder Andere unglücklich gemacht haben, einen Grad von Umsicht, geistiger Erhebung und Selbstbeherrschung,

bey welchen Alles sich anders gestaltet haben, und es uns möglich gewesen seyn würde, die herben Folgen unserer Irrthümer zu vermeiden. Auf diese Formel werden sich alle unsre Irrthümer zurückführen lassen. Ihre richtige umfassende Anwendung aber ist eben erst die Frucht des gereiften sittlichen Erkennens. Jener Reife des sittlichen Erkennens, bey welchem, vermöge seiner höchsten Klarheit und Entschiedenheit das Handeln mit dem Erkennen zusammenfällt. Ohne diesen Grad von Klarheit und Entschiedenheit erreicht zu haben, unterliegt Alles in uns dem Fluch der Halbheit, dem einzigen wahren Fluche des Lebens!

Einst, sagte ich, sey mir das Leben als ein wüster, toller Traum erschienen; angefüllt mit im ewigen Wechsel sich ablösenden Verbrechen und Jammer. Es mußte mir so erscheinen in seiner äußeren Gestaltung; und in seiner äußeren Gestaltung erscheint es mir auch noch jetzt so. Wir sind aber meistens eben so flach in der Auffassung dieser äußern Erscheinung, als in Erforschung ihrer Bedeutung. Die furchtbare Macht der Dämonen, die in jeder

Menschenbrust schlummern; wie schnell sie erwachen, wie listig sie uns überraschen, wie hartnäckig sie ihren Raub festhalten: das entgeht unsrer Beachtung nur dann nicht, wenn sie uns selbst in einen Abgrund hinabgerissen haben, aus dem wir keinen Ausweg sehen; und das Elend des Lebens überschlagen wir nur dann, wenn das Schicksal uns selbst die Daumschrauben anlegt. Sonst bewegen Schuld und Schmerz uns nur dann, wenn sie sich in abgezählten Sylben aussprechen, und sich mit den Flittern der tragischen Bühne behängen. Und auch dann wiederhallt die Frage: »Warum mußte so Entsetzliches geschehen?« nicht länger in unserm Ohr, als bis die Cortine gefallen ist. Was geschehen ist, ist uns klar geworden, beym Scheine der Theaterlampen; und

Das Warum wird offenbar
Wenn die Todten auferstehen.

Allein auch *hier noch* wird es uns klar, wenn wir diese Klarheit suchen, und uns fragen, warum wir Alle Leibeigene des Irrthums sind; warum der Irrthum die Schuld, und die Schuld den Schmerz erzeugt. Der Schmerz zerstört den Irrthum; er ist das Ferment der besseren Erkennt-

niß, und durch diese des sittlichen Handelns. In den ewigen und veränderlichen Gesetzen aber, nach welchen sich aus Irrthum und Schmerz nothwendig das Fortschreiten zu einer besseren Erkenntniß entwickelt, offenbart sich die Bedeutung des Lebens, als Fortschritt unsrer sittlichen Ausbildung, und verklärt sich das Walten einer sittlichen Weltregierung.

Diese Idee wirft allein Licht in das verworrene Dunkel der Erscheinungen des Lebens, sie löst allein seine schreyenden Mißtöne in Harmonie auf. Es gibt keine Versöhnung für den Schmerz des Lebens, als durch sie: weil der Schmerz nur in ihr als Bedingung unsrer Entwicklung erscheint. Gäbe es einen einzigen Irrthum als Keim der Schuld, eine einzige Schuld als Keim des Schmerzes, einen einzigen Schmerz, der nicht der Keim eines sittlichen Fortschrittes wäre: so wäre das Leben nichts weiter, als ein tragisches Possenspiel, und der Begriff: Gott, nicht mehr, als eine poetische Faseley.

Wenige Stunden noch, und die Uhr meines Lebens ist abgelaufen, wie sie in jeder Secunde für Tausende abläuft. Ich habe geirrt, und habe

den Irrthum mit dem herbesten Schmerz innerer Entzweyung gebüßt. Als ich mich ihr entrungen hatte, habe ich Alles verloren, woran mein Herz hing. Er, den ich liebte mit der reinsten innigsten Liebe, er ist vor mir hingegangen im blühenden Alter frischer Kraft und frischer Lebenshoffnung, und keine Spur ist von ihm übrig geblieben. Gulinda verging in unverschuldetem Elend; und Hartmann, der reinste und kräftigste Mensch, den ich gekannt habe, starb im Wahnsinn der Verzweiflung. Ich frage nicht mehr, warum es so kommen mußte. Der Schmerz hat eine feste sichere Bedeutung in den ewigen Gesetzen des Lebens; und das Leben selbst ist — ein Augenblick unsers Daseyns, von dem nach Jahren oder Jahrhunderten keine Spur übrig ist. Auch von mir wird in Kurzem keine Spur übrig seyn; keine Spur meines Wollens und Wirkens, meines Irrens und Leidens. Dennoch habe ich nicht vergeblich gelebt. Daß ich ruhig die ermattenden Schläge meines Herzens zählen kann, bis es zum letzten Mal schlägt; daß ich heiter in die Zukunft blicke, der ich entgegen gehe, und daß ich für sie heranreife durch die Erkenntniß des Wahren und des

Guten: das ist die Frucht meines Lebens; das ist es, wofür ich irrte und litt; das ist das Ziel, welchem die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt, bey jedem Schritte mich zulenkte.

III.

Briefe an Simplicius.

Hundert habt ihr vom Hundert gewonnen!? — Gevatter, ihr seyd ein glücklicher Mann!

Altes Schauspiel.

Erster Brief.

Wenn mit wohlgeschornem Kopfe, und in geblümten Atlas gekleidet, ein Bewohner des himmlischen Reiches in meine Stube getreten wäre, und mir, eingehüllt in carmoisinrothe Seide, ein Schreiben von dem alleinigen Vorsteher der Erde überbracht hätte: so würde er mich zuverläßig in ein weit geringeres Erstaunen versetzt haben, als der Postbothe, indem er mir das deinige auf das Pult legte, mein sehr ehrenwerther Simplicius. Denn seitdem du im Jahre 1814 außer den Linien Wiens mir und den übrigen Genossen unsrer Jugend vom hochbepackten Wagen herab, an der Seite deiner jungen Gattin, unter hellströmenden Thränen der Rührung, den letzten Abschiedsgruß zuwinktest, habe ich jede Hoffnung aufgegeben, jemals in meinem Leben auch nur eine Zeile von dir zu Gesicht zu bekommen; nur um so mehr, da du mit der gemüthlichsten Gemüthlichkeit es in den

letzten Tagen vor deiner Abreise hundert Mal versprochen hattest, uns Allen zuverläßig, und so oft es dir nur möglich seyn würde, von dir Nachricht zu geben.

Was mich nun, da ich, wie gesagt, schon bey unserm Abschied ahnte, daß dir dieses unmöglich seyn würde, und da diese Unmöglichkeit sich im Verlaufe der Zeit auf das Unzweydeutigste bestätigte; was mich nun dabey tröstete, war nichts Anderes, als der Gedanke, dich vollkommen glücklich zu wissen. In der That, wenn ich um mich herblickte, und nicht nur in meinem eignen Hause, sondern wo ich immer das Auge hinwendete, überall nur Plackerey, Verdruß, Mißhelligkeiten und Unzufriedenheit gewahr wurde: so sagte ich mir oft mit innerer Beruhigung: »Einen Glücklichen wenigstens weiß ich auf diesem Erdenrund; Einen wenigstens — unsern wackern Simplicius.« Und gestehe, daß ich guten Grund hatte, mich auf solche Weise zu trösten. Denn offenbar hatte dich der Himmel von jeher unter seinen besondern Schutz genommen. Daß du in deiner ersten Kindheit, deiner eignen Erzählung nach, auf den Kopf gefallen — von einem Fenster des ersten Stockwerks in den mit Steinen gepflasterten Hof — will ich

gar nicht in Rechnung bringen: denn obwohl ich deinem Kopf den Vorzug einer besonderen Härte darum gerade nicht absprechen will: so haben Kinder hinsichtlich des Fallens eine glückliche Ähnlichkeit mit jungen Katzen, die sich ebenfalls nicht leicht beschädigen, von welcher Höhe sie auch herabfallen, oder herabgeworfen werden. Daß du deine juridischen Studien glücklich hinter dich brachtest: dabey zeigte sich der Beystand des Himmels schon weit ersichtlicher. Denn du hattest mit äußeren Dingen, mit Schacher und Commissionen für die ganze Welt, mit deinen eignen und deiner Freunde Liebeshändeln, und mit Bestellung und Anordnung unsrer kleinen Feste so vieles zu schaffen, daß dir weder viel Zeit noch Lust übrig bleiben konnte, in das Innere des Heiligthums der Themis einzudringen. Da standest du nun nach vollendeten Studien, und sahest dich nach einem Amte um, ohne gerade genau zu wissen, wohin du eigentlich sehen, und woher das Amt dir kommen sollte. War es nun nicht ein wunderbarer Act der Fürsorge des Himmels, daß sich gerade um diese Zeit die kleine, runde und einzige Tochter eines steinreichen alten Wucherers in dich verlieben, und von der Anmuth deiner Figur und deines Geistes so drastisch ergriffen werden

mußte, daß ihre zahllosen Thränen und ihre Verzweiflung das steinharte Herz des Vaters zuletzt so weich und mürbe machten, daß er seine Geldsäcke aufband, und dir, zwar tief im Gebirge, aber in einer der reizendsten Gegenden des Viertels ober dem Wiener Walde, ein herrliches Freygut, mit Äckern und Wiesen, Wald und Jagdgerechtigkeit, Fischwasser und Sägemühle kaufte, wo du, ohne dich im Geringsten weiter mit den Geschäften der Themis zu bewirren, in behaglicher Ruhe dein Nest bauen konntest. Zog ich nun eine so gesicherte Lage, und dabey deine erprobte Rechtlichkeit, deine überschwengliche Gemüthlichkeit, und deine unverwüstliche Heiterkeit in Rechnung; erwog ich, wie du alle Anlagen zu einem guten Ehemann besaßest, und wie richtig deine Frau diese in dir erkannt hatte; und rief ich mir in's Gedächtniß zurück, wie zärtlich sie als Braut in dich verliebt war, mit welcher liebenswürdigen Unbefangenheit sie ihre Neigung zu dir vor uns kund gab; wie sie jede deiner Äußerungen für einen Orakelspruch nahm, und wie unbedingt sie jedes deiner geistvollen Witzworte bewunderte: so hatte ich gewiß alle mögliche Ursache, dich für einen glücklichen Sterblichen zu halten.

Doch, ach! kein Erdenglück besteht,
Es sey Tag oder Nacht,

sagt Hölty; und so mußte denn auch mein Traum von deiner Glückseligkeit verwehen, wie ein leichter Morgennebel. Ob du den Neid der Götter durch unmäßige Freude über eine bis zum Dach vollgepfropfte Scheune, oder über einen mit besonderem Glück abgeschlossenen Bretterhandel, oder auf eine andere Weise erregt hast, weiß ich nicht; genug, das tragische Verhängniß erfaßt auch dich, und Ate, die es nicht leiden kann, daß es irgend einem Sterblichen allzu wohl gehe, beschließt, auch dir einen Streich zu spielen. Und wie boshaft und arglistig hat sie sich nicht dabey benommen! Die Aussicht auf die Erbschaft einer reichen Tante ruft deine Frau von deiner Seite weg in eine weite Ferne. Den Schmerz der Trennung im Herzen, reitest du ein paar Tage nach ihrer Abreise spazieren. Vermuthlich tief in poetische Wehmuth versunken, versäumst du es, an einer gefährlichen Stelle, deinen Rappen zusammen zu nehmen. Wie jener malicieuse Schimmel, der dich vor vier und zwanzig Jahren auf unserm gemeinschaftlichen Morgenritt in den Augarten absattelte, wird über einen einzigen Augenblick der Unachtsamkeit auch dein Rappe

an deiner Kunstgeschicklichkeit irre; er vergißt, welchen kecken und erfahrnen Reiter er auf seinem Rücken trage, und wirft dich so unsanft zur Erde, daß du ein Bein brichst, und auf einer Tragbahre nach Hause geschafft werden mußt.

Ein Beinbruch ist freylich eine schlimme Sache; inzwischen man läßt ihn heilen: und wenn es weder das erste, noch das zweyte Mal ist, daß man abgesattelt wurde: so besteigt man in Zukunft wenigst kein Pferd mehr, das den Fehler hat, an seinem Reiter leicht irre zu werden. Der Unfall, welcher dir begegnet war, ließ sich also noch immer verschmerzen. Aber welche Centnerlast von Plage und Verdruß wußte die boshafte Ate nicht an diesen einzigen Unfall zu knüpfen!

So viel mir noch erinnerlich ist, mein wackerer Simplicius, machtest du dir schon während unsrer Studienjahre mit den Büchern nicht mehr zu schaffen, als du dich mit ihnen abzugeben durchaus nicht vermeiden konntest; und nach deinem eignen Zeugniß, ist seit deiner Vermählung, außer dem Wirthschaftskalender, nicht ein bedrucktes Blatt in dein Haus gekommen. Das finde ich begreiflich. Du besaßest in deinem eignen anschlägigen Köpfchen einen so reichen Vorrath von Ideen,

und diese wurden im Umgange mit der Perle aller geist- und gemüthreichen Frauen fortwährend auf eine so lebhafte, so mannigfaltige, und, vor allem Andern, auf eine so ganz entsprechende Weise angeregt: daß du eines Zuflusses fremder Ideen durchaus nicht bedurftest, und in dieser Hinsicht unmöglich einen Mangel verspüren konntest. Aber jetzt, wo diejenige fern war, deren Geist und Zunge den Umschwung deiner Gedanken fortwährend in Thätigkeit erhalten hatte; jetzt, wo du länger als sechs Wochen, fast ohne dich bewegen zu dürfen, im Bette liegen mußtest: jetzt freylich war es ein Anderes. Du empfindest plötzlich das Bedürfniß, zu lesen, da du nicht die ganze Zeit deines Krankenlagers mit Erinnerungen an deine kleine Frau, mit wirthschaftlichen Plänen und Berechnungen auszufüllen vermagst; du wendest dich an einen deiner Nachbarn, mit der Bitte, dich mit Lectüre zu versorgen: und dieser — — Hier zeigt sich die ganze Heimtücke deines tragischen Verhältnisses! Denn wie viele deutsche Romane, historische Darstellungen, Trauerspiele, Lustspiele, Balladensammlungen und andere Gedichte hätte dieser Freund dir nicht schicken können, die dich bey hellem Tage in den sanftesten Schlummer gewiegt,

und die ganze Zeit deines Krankenlagers dir in einen langweiligen Traum verwandelt haben würden. Statt solcher heilsamer Opiate nun schickt er dir, vielleicht ohne böswillige Absicht, zuverlässig aber instigante diabolo, ganze Päcke von Flugschriften über die neueste Zeit, und was noch bey weitem schlimmer war, ganze Päcke von politischen und literarischen Journalen. Hätte sich deine Bekanntschaft mit der deutschen Literatur bis dahin nicht ausschließend auf den Wirthschaftskalender beschränkt: so würde der größte Theil dieser Schriften dir ebenfalls die Dienste guter Opiate geleistet haben: aber so — du kamst dir, nach deinem eignen Ausdruck, wie ein Mann vor, der ein Vierteljahrhundert einsam in einem abgelegenen Hinterzimmer gelebt hat, und jetzt, als er einmal daraus hervortritt, und aus dem Fenster blickt, weder sich selbst, noch seine Umgebungen weiter zu erkennen vermag. Alles hat sich verändert, Alles ist anders und ihm fremd geworden; Alles ist von der alten Stelle gerückt, und eine ganz neue, ihm unbekannte Generation ist um ihn her aufgeschossen. Mit einem Wort, die ganze neuere Zeit kam dir mit einem Male über den Hals, wenn dieser Ausdruck mir anders erlaubt ist. Je länger du lasest:

desto dumpfer und verwirrter wurde dir im Gehirne; und dein Mißbehagen wurde zuletzt so stark, daß du, als du jetzt genesen warst, um ihm einen Ableiter zu geben, nichts Besseres zu thun wußtest, als dich hinzusetzen, und mir deinen Katzenjammer in ellenlangen Charakteren auf grobem Packpapier des Breitesten vorzumalen.

Glaube nur ja nicht, würdiger Simplicius, daß ich dermaßen zum Knicker geworden, daß die Ausgabe für das sechs- oder achtfache Porto — du siehst, ich habe sie bereits vergessen — mir dein Schreiben unerfreulicher habe machen können, als wenn es dir beliebt hätte, es in kleinerer Schrift und auf etwas feinerem Papier abzufassen: noch überrede dich, ich sey zu einer solchen Fühllosigkeit herabgesunken, daß ich bey der Schilderung deiner Bedrängnisse hätte ungerührt bleiben können. Trotz meiner freundschaftlichen Theilnahme aber weiß ich dir dennoch in Betreff der Letzteren in kürzester Kürze nichts Besseres zu rathen, als alle die bösen Grillen, welche du auf- und zusammengelesen, bey Acker und Pflug, in Feld und Wald, bey dem Gesurre deiner Sägemühle und bey dem Geplauder deiner Frau, so schnell,

wie möglich, zu vergessen; so schlicht und einfach, wie früher, für dich hinzuleben; und die Welt fortrollen zu lassen, wie sie eben fortzurollen Lust hat.

Zweyter Brief.

Wäre es mir nicht zur Genüge bekannt, mit welchem starken Kopf, derben Knochen und gedrungenen Gliedmaßen — nicht zu vergessen des trefflichen Appetites, vermöge dessen du bey unsern petits soupers regelmäßig für Zwey zu essen pflegtest — die Natur dich ausgestattet, mein preiswerther Simplicius; und hättest du mich in deinem letzten Schreiben nicht ausdrücklich deines Wohlbefindens versichert: so würde dieses Schreiben die lebhaftesten Besorgnisse in mir erweckt haben: da es immer für ein bedenkliches Zeichen gegolten hat, wenn in gereiften Jahren sich plötzlich ein unsrer Natur sonst wenig zusagendes, und ihr bisher gänzlich fremd gebliebenes Gelüsten einstellt. Ein solches Gelüsten ist offenbar dasjenige, welches dich plötzlich befallen hat; das Gelüsten nämlich, über die politischen und literarischen Interessen der Zeit zu — philosophiren. Glücklicher Weise läßt sich die Sache noch auf eine andere Weise erklären.

Das Gelüste nämlich, über die Zeit zu philosophiren, ut dicere amant, ist eine Art von Influenza, von welcher alle diejenigen leicht ergriffen werden, die sich viel mit der Tagesliteratur abgeben: und da du während deiner Krankheit, nachdem du ein Vierteljahrhundert durch so glücklich gewesen, sie dir vom Leibe zu halten, nun so plötzlich mit ihr in Berührung gerathen: so ist es nicht im Geringsten zu verwundern, daß auch du von besagter Influenza befallen wurdest. Und nicht in einem gewöhnlichen, sondern in einem wirklich sehr bedenklichen Grade. Denn indem ich wittere, was dir begegnet seyn könnte, und dir wohlmeinend rathe, zu deinem ehrlichen Haus- und Wirthschaftskalender zurückzukehren; ergrimmst du, wie damals, als Waldemar dich prügeln wollte, weil du ein Billet doux, welches du an die Nichte bestellen solltest, in der Zerstreuung der Tante gegeben hattest; du wirfst mir vor, aus purem, klarem Hochmuth in keine Erörterungen über diese Gegenstände mit dir eingehen zu wollen, und frägst mich mit feiner Ironie: »ob ich denn das Sprüchwort gänzlich vergessen habe, daß hinter den Bergen auch Leute wohnen?« Das habe ich nun keineswegs vergessen. Denn du, mein trefflicher Simplicius, wohnst nun schon

drey und zwanzig Jahre hinter den Bergen: und da sich die Erinnerung an deine edlen Geistesgaben, und deinen in der Zeit unsers Zusammenlebens vielfach bewährten Scharfsinn, mit unauslöschlichen Zügen in mein Gedächtniß gegraben: so war es unmöglich, daß ich hätte vergessen können, daß hinter den Bergen auch Leute, das heißt, ganze Leute und kluge Köpfe wohnen. Wenn ich dich daher durch meinen Rath vor jener Influenza zu bewahren wünschte: so sey fest überzeugt, daß es aus der besten Absicht von der Welt, und keinesweges aus unbilliger Geringschätzung deines philosophischen Scharfsinns geschehen ist.

Ich will es dir nämlich nur gestehen, mein theurer Simplicius, ich halte jene Influenza, jene Sucht, über die Zeit zu radotiren — vergib mir, daß ich mich einen Augenblick von der hergebrachten Terminologie entferne — und ihr Bild in den allgemeinsten Zügen zu erfassen und auszuprägen, für eines der schlimmsten Gebrechen, mit welchen sie behaftet ist. Zwar ist es nicht zu läugnen, daß sich das Einzelne und Besondere überall am leichtesten nach einer allgemeinen Ansicht oder Formel auffassen und beurtheilen läßt. Allein soll eine solche Ansicht oder Formel eine richtige und zu-

verläßige seyn: so wird sie das Ergebniß einer großen Anzahl sicherer, mit unzweydeutiger Entschiedenheit herausgestellter Thatsachen, und einer das Leben der Zeit nach seinen mannigfaltigsten Beziehungen umfassenden Beobachtung seyn müssen. Aber auch die größte Summe solcher Beobachtungen wird für sich allein noch immer nicht hinreichend seyn, den Resultaten derselben eine genügende Zuverläßigkeit zu geben. Der Beobachter nämlich wird einer eben so umfassenden und in's Einzelne gehenden Kenntniß der Vergangenheit, als der Gegenwart bedürfen, um in der ersteren für die letztere haltbare Vergleichungspunkte zu finden. Endlich wird er noch einer klaren, scharfen Einsicht in den wirklichen, wie in den möglichen Entwicklungsgang aller rein ethischen und socialen Zustände bedürfen; eine genaue Kenntniß aller Bedingungen, unter welchen sie sich entwickeln, aller Phasen, die sie durchlaufen, und aller jener Umstände, welche dazu beytragen, ihre Entwicklung entweder zu fördern, sie aufzuhalten, oder sie von ihrem Ziele gänzlich abzuwenden.

Du siehst, achtbarer Simplicius, die Forderungen an Denjenigen, welcher die Physiognomie seiner Zeit, und vorzüglich die einer so vielgestalti-

gen, bewegten Zeit, wie die unsrige, erfassen, und in einem getreuen Bilde wieder geben will, sind von Seite der Einsichten und Kenntnisse eben nicht geringe; und wenn es hinter den Bergen gleich allerdings auch Leute gibt: so ist es doch nicht immer die Sache dieser Leute, die wenig aus den Bergen, oder aus ihrem Städtchen, oder aus ihrer Studierstube herauskommen, sich diese Kenntnisse zu erwerben, Falls sie auch sonst hinreichend Lust oder Geschick genug hätten, sich darnach umzusehen. Zwar gibt es auch in dieser Hinsicht eine glückliche Divinationsgabe, ein glückliches Errathen, oder Anticipiren des Geistes, wie es der gefeyerte Dichtergreis unsers Jahrhunderts genannt hat: allein nicht alle Leute besitzen deinen Falkenblick, preiswürdigster Simplicius; und nicht allen Leuten wird es so leicht, wie es zu unser Aller Verwunderung dir oftmals geworden ist, aus einer Kleinigkeit die Hauptsache, und aus einer Klaue den Löwen zu errathen. Wie mißlich es sey, nach einzelnen Zügen, Daten, Thatsachen oder Äußerungen ein allgemeines Urtheil zu fällen, wird dir gewiß einleuchten, wenn du dich des reisenden Engländers erinnern willst, der einst im Prater an demselben Tisch mit uns speiste, und als du im Gespräche

ganz unschuldig den peruanischen Gesetzgeber Manco Capak mit dem englischen Reisenden Mungo Park verwechseltest, durch die Art, wie er die Verwechslung aufnahm, hinreichend zu erkennen gab, daß er dich, auf diese Äußerung hin, für einen ausgemachten Ignoranten in der Geschichte halte: da du dir doch durch das Lesen der damals gangbaren Wienerischen Landbibliothek, und ähnlicher Schriften, schöne historische Kenntnisse erworben hattest. Freylich ist es durch den unermüdlichen Eifer, mit welchem ausländische, wie unsre vaterländischen Talente den historischen Roman und die historische Novelle cultiviren, in unsern Tagen unendlich leichter geworden, sich gründliche Kenntnisse dieser Art zu erwerben; und es gibt gegenwärtig kein Tageblatt mehr, das uns nicht in jeder Nummer die prägnantesten und zuverläßigsten Thatsachen zur Beurtheilung der Zeit vorlegte.

Eine eben so nothwendige, und gewiß eine eben so schwer zu erringende Befähigung zur Beurtheilung der Zeit, als Einsicht und Kenntniß derselben, ist die höchste Unbefangenheit und Unpartheylichkeit des Geistes. Glaube nur ja nicht, allervortrefflichster Simplicius, daß diese Eigenschaft allen Menschen mit dir gemein sey, und sich

bey allen so constant und folgerecht herausstelle, als ich das sonst an dir wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Constant, sage ich; wenn gleich nicht immer auf eine und dieselbe Weise. Denn täuschen mich meine Erinnerungen nicht: so hattest du eigentlich zwey verschiedene Weisen, die Unparteylichkeit deines Geistes kund zu geben. Die erste bestand darin, daß du gewöhnlich beyden Parteyen Recht gabst; und ganz gewiß ist dieß ein vortreffliches Mittel unparteyisch zu seyn. Denn ganz Recht hat wohl niemand, dessen Recht in Anspruch genommen wird: weil ein solches Recht über jeden Widerspruch hinaus wäre, und dieser selbst sich auf den ersten Blick als ein bestandloser zu erkennen gäbe. Was kann nun hier zweckmäßiger seyn, als das, was der eine Theil nicht ganz besitzen kann, zwischen beyde zu theilen. Auch wird es dir bey der Belesenheit, die du in der letzten Zeit erlangt hast, nicht entgangen seyn, wie vielfältig dieses höchst billige Verfahren von den Schriftstellern aus unsrer und über unsre Zeit nachgeahmt wird, welche die Theilung des Rechts in den verschiedensten Formen und recht sinnreich zu vermitteln wissen: indem sie theils sich so zweydeutig aussprechen, daß jede Partey aus ihnen ihre eigne Meinung herauslesen kann;

theils mit Entschiedenheit mit der einen Hand wieder nehmen, was sie mit der andern Hand gegeben haben; theils endlich, indem sie in dem einen Blatt unter ihrem Namen eine Sache vertheidigen, und in einem andern Blatt unter angenommnen Namen dieselbe Sache auf das schmählichste verunglimpfen. Daß du, mein ehrenfester Simplicius, bey deinem Bestreben, unparteyisch zu seyn, einer solchen Achselträgerey, oder besser zu sagen, Schurkerey, dich, so viel ich weiß, niemals schuldig gemacht, ist ein Zeugniß, was ich dir mit Vergnügen ausstelle.

Eine zweyte Art, wodurch du deine Unparteylichkeit an den Tag zu legen pflegtest, war, daß du oftmals unbedenklich demjenigen Recht gabst, mit welchem du zuletzt gesprochen hattest. Offenbar hieltest du dich dabey an das Sprüchwort: daß die Gegenwärtigen immer Recht, die Abwesenden immer Unrecht haben; und Sprüchwörter haben zu allen Zeiten für eine ächte Quelle der Weisheit gegolten. Nur glaube ja nicht, mein Guter! daß diese Art, unbefangen und unparteyisch zu seyn, eine dir allein eigenthümliche sey: denn unter den Leuten, von welchen hier die Rede ist, findest du genug, die demjenigen Recht geben, welcher das letzte Wort behält.

Da es nun so schwer ist, ein richtiges Bild der Zeit zu erfassen, wie ich dir eben gezeigt zu haben glaube: so darf es dich nicht im Geringsten befremden, auf so viele Zerrbilder derselben zu treffen; oder mit andern Worten, so viel Albernes, Abgeschmacktes, Widersinniges und Verkehrtes darüber in die Welt hineingeschrieben zu sehen. Die Sache würde vielleicht unbegreiflich scheinen, wenn es nicht einerseits Leute gäbe, die bey dieser Art zu malen und zu schreiben ihre Rechnung fänden: und andrerseits es nicht sehr begreiflich wäre, daß unklare, halbwahre, verzerrte und keck ausgesprochne Ansichten über die wichtigsten Interessen der Zeit in fortwährender Zeugung wieder solche Ansichten hervorrufen; und wenn es nicht so leicht wäre, durch die Keckheit, mit welcher man solche Ansichten zu Markte bringt, sich die Miene tiefer Einsicht, und durch den Trödel von barocken Bildern und Vergleichungen, womit man sie aufstutzt, das Ansehen von Genialität zu geben. Daß dieser Unfug nicht wenig dazu beygetragen hat, die Verworrenheit, welche man unsrer Zeit vorwirft, zu erzeugen und zu erhalten, liegt klar genug am Tage; und eben so klar liegt es, glaube ich, am Tage, daß die letztere dadurch eine sehr unbehagliche geworden.

Und nun, mein theurer Simplicius — soll ich zu meiner Rechtfertigung nun nur noch ein Wort darüber hinzusetzen, daß ich die Erörterungen über diese Gegenstände abgelehnt? da ich dich jederzeit als einen der behaglichsten Menschen gekannt habe, und da ich Niemand weiß, dem ich lieber, als dir, den Genuß der vollkommensten Behaglichkeit gönnen möchte.

Dritter Brief.

Ganz gewiß, ehrenwerther Simplicius, war es mir eine große Consolation, daß du meine in dem letzten Briefe vorgebrachte Rechtfertigung gelten ließest, und mich deines fortwährenden Wohlwollens versicherest. Bey dem hohen Werthe, den ich jederzeit auf dieses Wohlwollen gelegt habe, wirst du das sehr natürlich finden. Bey allem dem hast du es nicht unterlassen können, mir einen deiner gewohnten arglistigen Streiche zu spielen. Wenn nämlich ich und deine übrigen Freunde, während der Zeit unsers Zusammenlebens, uns deiner Meinung über irgend einen Gegenstand des Gespräches recht fest versichert zu haben glaubten: so plumptest du, wie Waldemar und Bruno es in ihrem Ärger unhöflich nannten, schließlich dann meistens mit etwas so Verkehrtem und Widersinnigem, oder wenigstens mit etwas so ganz Widersprechendem darein, daß unsre Freude uns bald wieder zu Wasser wurde. Waldemar pflegte dich dann, nach

seiner derben Weise, kurzweg einen Grützkopf zu nennen; ich aber begriff recht gut, daß deine Art und Weise das Benehmen eines schlauen Kopfes war, dem es Vergnügen macht, die Anderen gelegenheitlich ein wenig irre zu führen.

Gerade auf diese Weise verfährst du nun in deinem Schreiben auch jetzt wieder mit mir. Denn, nachdem du Alles beyfällig gebilligt, was ich in meinem letzten Schreiben dir mitgetheilt, schließest du mit den Worten: »Das Alles möge nun wahr seyn: allein man müsse doch seine Zeit kennen lernen, um sich nach ihr richten zu können.«

Verkehrt und widersinnig, oder, wie Waldemar, »grützköpfig,« kann und will ich das nun keineswegs nennen: aber daß es mich ein wenig irre macht, und mich in Verlegenheit setzt, kann und will ich dir eben so wenig verbergen. In dieser Verlegenheit nun, mein würdiger Simplicius, weiß ich mir nicht besser zu helfen, als das Verfahren gegen dich anzuwenden, wovon unser Theobald immer gegen dich Gebrauch zu machen pflegte, so oft dir die Laune ankam, deine schlauen Künste an uns zu versuchen; nämlich, auf gut exegetisch zu fragen: »Was soll nun das heißen?«

Was, also, soll nun das heißen: »Sich nach seiner Zeit richten?«

Eh' ich mich auf diese Frage einlasse: erlaube mir vorher einige Augenblicke bey dem Vordersatze deiner Behauptung zu verweilen: daß Jeder bemüht seyn müsse, seine Zeit kennen zu lernen. Dagegen läßt sich nichts einwenden. Da du aber zugegeben, daß alle jene Flugschriften und Tageblätter, die sich so viel damit zu schaffen machen, uns ein allgemeines Bild der Zeit zu entwerfen, für die Kenntniß derselben eine sehr unlautere und unzuverläßige Quelle seyen: so bleiben für die Erlangung einer richtigeren Erkenntniß nur zwey Chancen übrig. Entweder, der Beobachter muß eine so überwiegende Einsicht und Geisteskraft besitzen, daß er für sich selbst, ohne sich irgend irre machen zu lassen, den Charakter der Zeit richtig zu erfassen vermöge; und diese uns zuzuschreiben, sind wir Beyde, du und ich, mein werther Simplicius, viel zu bescheiden: oder der Charakter der Zeit muß ein so klar ausgesprochener seyn, daß auch ein gewöhnlicher gesunder Sinn hinreiche, ihn richtig zu erkennen. Damit aber nun das Letztere der Fall sey, muß dieser Charakter entweder in allen Erscheinungen der Zeit harmonisch als ein entschiedner sich

herausstellen: oder er muß, eben so entschieden, in seinen Widersprüchen und Gegensätzen, eben — als gleich leicht zu erkennende Verworrenheit sich darstellen. Wo vollkommne Ordnung und Übereinstimmung herrscht, übersieht auch das minder geübte Auge sie mit einem einzigen Blicke; wo gänzliche Unordnung und Verwirrung herrscht: läßt sich auch diese leicht erkennen; und wir wissen dann wenigstens, wie wir daran sind.

Eine harmonische läßt unsre Zeit sich wohl nicht nennen. Denn ein gehaltnes, harmonisches, seiner selbst sich klar bewußtes Streben spricht sich überall so bestimmt und unzweydeutig aus, daß es eben so wenig mißdeutet, und im Abbilde verzerrt, als verkannt werden kann. Und wie können dort, wo Harmonie herrscht, so zahllose und so schroffe Widersprüche und Gegensätze zum Vorschein kommen, und sich so feindselig und so hartnäckig bekämpfen, wie das überall der Fall ist, wo du den Blick nur immer hinwendest. Wie, mein Guter, willst du nun, daß man sich »nach der Zeit richten solle!« Was heißt nur das: sich nach der Zeit richten? Die Richtung verfolgen, welche sie selbst verfolgt? Sie verfolgt nicht bloß die verschiedensten, sondern die entgegengesetztesten und widersprechend-

sten Richtungen; oder die Richtung verfolgen, die uns die Zeit andeutet? sie deutet, wo du immer hinblickst, und welches Lebensverhältniß du immer in's Auge fassest, dir nicht nach einem, sondern nach zehn verschiedenen Punkten hin, die alle in zehn entgegengesetzten Richtungen aus einander laufen.

Hättest du es demnach im gegenwärtigen Falle statt mit mir, deinem beständigen Freund und Bewunderer, mit deinem sonstigen inurbanen Antagonisten Waldemar zu thun: so ist Zehn gegen Eines zu wetten, daß er seine alte Art und Weise eben so wenig verläugnen würde, als du die deinige verläugnet hast. Ich hingegen, mein preiswürdiger Simplicius, kenne diese weit besser, und habe daher es nicht im Geringsten versäumt, auf das Ernstlichste nach dem Gran von Weisheit zu suchen, den du aus purer Schalkheit, wie sonst oft und vielmals, in einer scheinbaren Albernheit versteckt haben könntest; und weil man das immer findet, was man in den Äußerungen eines Andern finden will: so, glaube ich, ist meine Bemühung auch keine vergebliche gewesen.

Ich bilde mir nämlich ein, du habest mit der Äußerung: »Man müsse sich nach der Zeit richten,«

nichts Anderes sagen wollen, als: durch die Beschaffenheit derselben sey Jedem die Richtung vorgezeichnet, welche er zu verfolgen habe. Da nun die Zeit sich überall als eine verworrene, in sich selbst uneinige und zerfallene ausspricht, und die Richtungen, welche sie wirklich verfolgt, sich unaufhörlich im schroffen Widerspruch mit feindseliger Leidenschaftlichkeit Fehde bieten: so ist es, scheint mir, ziemlich klar, daß keine derselben unbedingt die rechte seyn könne. Fürchte nur ja nicht, ehrenwerther Simplicius, daß ich dich hierbey unrichtig interpretirt habe, als hättest du nämlich nichts Anderes andeuten wollen, als man müsse auf eine erkleckliche Weise mit beyden, oder mit allen Parteyen abzukommen suchen; eine Interpretation, zu welcher deine neulich erwähnte Art und Weise, unbefangen und unparteyisch zu seyn, einige Veranlassung hergeben könnte. Allein andererseits schien mir eine solche Interpretation deiner hohen Weisheit so unwürdig zu seyn, daß es mir wenig Mühe kostete, sie von der Hand zu weisen. Ich sah mich also nach einer anderen um: und glaube nicht, daß ich die richtige verfehlt habe.

Ich bilde mir nämlich ein, deine Meinung sey keine andere, als durch die Beschaffenheit der Zeit

selbst sey Jedem die Richtung bezeichnet, oder, um mich noch bestimmter auszudrücken, die Aufgabe gegeben, sich durch ein ernstes, gehaltenes Streben zur vollen Klarheit des sittlichen Erkennens, und durch diese zu einer gediegnen Selbstständigkeit des Geistes und des Charakters durchzubilden. Nun wirst du ganz gewiß sagen: Das sey ja die Aufgabe für jeden Menschen in jeder Zeit gewesen, und werde es für jeden in jeder Zeit bleiben. Einmal wirst du das sagen vermöge deiner tiefen Einsicht in das Getriebe der moralischen Natur des Menschen: und dann, weil du von jeher gewohnt warst, Alles in einen Brey zusammen zu rühren. Nun ist es dir aber gewiß nicht entgangen, daß es in allen Verhältnissen, welche unsre physischen oder moralischen Kräfte in Anspruch nehmen, gewisse Grade der Dringlichkeit, diese anzuspannen, gibt, die überall in Berechnung genommen seyn wollen. So z. B. ist ein gewisser Grad von Geschicklichkeit im Reiten, und von Achtsamkeit Jedem nöthig, der sich zu Pferde setzt, er mag nun reiten, welches Weges er immer wolle; aber offenbar liegt es am Tage, daß er, wenn er gewohnt wäre, nur eben so auf dem Pferde zu hängen, auf einem holperichten Gebirgswege noch weit leichter

und unsanfter aus dem Sattel gleiten würde, als auf der ebenen Straße von der neuen Brücke bis zum Augarten. Und so, mein ehrenwerther Simplicius, scheint es mir denn auch unsre holperichte Zeit in einem ganz vorzüglichen Grade zu erfordern, daß Jeder in ihr kräftig sich zusammennehme, und zu einem so sicheren und wohlbegründeten Bewußtseyn dessen, was er soll, zu gelangen suche, daß er nicht fürchten dürfe, durch die Widersprüche, die Geckereyen, und Verkehrtheiten der Zeit aus dem Sattel, das heißt, aus diesem Bewußtseyn herausgeworfen zu werden.

Ich glaube nämlich, nur Derjenige könne in einer verworrenen und von den schreyendsten Widersprüchen, von der leidenschaftlichsten Parteysucht zerrissenen Zeit, fest und unbewegt dastehen, der in seinem eignen Wesen einen sicheren Schwerpunkt hat; und nur der könne die Erscheinungen der Zeit richtig beurtheilen, der durch ein selbstbewußtes Streben nach sittlicher Erkenntniß, eine allgemeine sichere Norm für die Beurtheilung der Erscheinungen des Lebens gewonnen habe; und nur der könne von den Verirrungen und verkehrten Tendenzen einer solchen Zeit sich rein erhalten, der darüber weg sey, diese Verirrungen und Verkehrtheiten

gelegenheitlich zu seinem Vortheile zu nützen, sich nach ihnen zu bequemen, und sich ihnen hinzugeben, sey es auf welche Weise, oder in welchem Grade, es immer wolle. Das aber kann er nur dann seyn, wenn er der Verkehrtheiten seiner Zeit nicht bedarf; wenn er weiß, welche Quellen der Lebensfreude in seiner eignen Brust springen, und wie er sie sich ungetrübt bewahren könne; wenn er das Glück durch Verdienst zu erringen, oder seine Gaben zu entbehren weiß, und wenn er dadurch, um es mit einem Wort zu sagen, innerlich frey, selbstständig und von seiner Zeit unabhängig geworden.

Darum, werther Simplicius, scheint es mir zu unsrer Zeit, mehr als sonst, von Wichtigkeit zu seyn, daß Jeder zunächst für das sorge, was ich Hausbedarf nennen möchte. Denn es wäre sonderbar, wenn Derjenige, der in seinem Hause nicht klug, besonnen, gemäßigt und tüchtig zu seyn verstünde, sich auswärts so benehmen sollte; oder, wenn Derjenige, welcher sein eignes Haus nicht zu verwalten verstünde, die Angelegenheiten Anderer gut verwalten sollte.

Unstreitig war es dieses, ehrenfester Simplicius, was du durch deine Äußerung, »man müsse sich nach der Zeit richten,« andeuten wolltest.

Auch lag dieses dir, der ein großes Hauswesen besitzt, nahe genug. Denn wenn alle deine Gehülfen in Verwaltung desselben, von deiner verehrlichen kleinen, runden Frau bis zu deinem letzten Sägeknechte herab, tüchtige Menschen sind: so ist kein Zweifel, daß dein ganzes Haus wohl bestehen werde. Auf gleiche Weise nun wird auch das Gedeihen jeder Zeit ausschließlich davon abhängen, in welcher Zahl und in welchem Grade die Einzelnen sich zur inneren Freyheit und Selbstständigkeit durchgebildet haben. Diese Ansicht ist so einfach und wohlbegründet, daß ich mir leider nicht das Geringste darauf zu Gutem thun kann, sie in der obigen Äußerung als deine wahre Meinung ausgefunden zu haben.

Vierter Brief.

Wolltest du mir wohl einen Gefallen erweisen, allervortrefflichster Simplicius? wolltest du wohl mir, deinem Achates, deinem Pylades, deinem Euryalus eine Freude machen; mir, der, als dir einst die Lust ankam, mit Waldemar zu boxen, und er dich ganz unchristlich abwalkte, dich aus seinen Händen, oder vielmehr von seinen Fäusten befreyte; mir, der dir so oft den stützenden Arm lieh, wenn du aus dem Keller im Seitzerhofe, oder vom Wolfen in der Aue, unsichern Trittes deiner Behausung zuschrittest; mir endlich, der redlich das Seinige dazu beytrug, deinem Schwiegervater seine Einwilligung zur Heirath abzuängstigen, als er, ohne Sinn für deine unbändige Liebenswürdigkeit, vermeinte, seine Tochter könne ihre Liebe zu dir, ohne alle Gefahr für ihre Gesundheit und ihr Leben, ohne weiters an den Nagel hängen; wolltest du mir wohl für alle diese Verdienste, und meine unendliche Liebe zu dir,

eine recht große Freude machen? wolltest du mir wohl dazu behülflich seyn, meinen literarischen Credit mit einem Mal recht fest zu gründen? mit einem Wort, wolltest du mir wohl erlauben, die herrliche Hymne auf die Fortschritte, welche die Civilisation und die Industrie zu unsrer Zeit gemacht haben, und auf die glänzenden Erwartungen, welche sich daraus für die Zukunft ergeben — denn eine wahre Hymne ist dein Schreiben über diesen Gegenstand — wolltest du mir wohl erlauben, dieses begeisterte Schreiben zum Nutz und Frommen aller deiner Zeitgenossen in der —n Zeitung abdrucken zu lassen. Ich bitte dich, thu' es. Denke, wie vielen Leuten du damit ganz aus dem Herzen sprichst; und wie viele Andere, welche die Vortrefflichkeit und das Glück unsrer Zeit verkennen, und zu den herrlichen Hoffnungen, welche sie für die Zukunft hegen dürfen, sich nicht aufschwingen können, du ihren Irrthümern dadurch zu entreißen vermöchtest.

In den letzten beyden Zeilen zerstörst du zwar — treu deinem alten Tick — scheinbar wieder Alles, indem du sagst: »Vielleicht sey Alles, was du da geschrieben, nur bloßes Floskelwerk.« Ahnetest du vielleicht meine Bitte, und wolltest du ihr dadurch

zuvorkommen? Gesetzt es wäre so, und dein ganzer Aufsatz bestünde bloß aus Floskeln. Was thut das der Sache? Er wird darum neben ähnlichen sich nur um so besser ausnehmen.

Ich gestehe es dir, mein Guter, daß es mir auf den ersten Anblick selbst so vorgekommen ist, weil ich den Schwung deines Geistes nicht sogleich zu erfassen, und deinen Begriff von Civilisation mir nicht auf der Stelle anzueignen vermochte. Das Letztere wurde mir um so schwerer, da ich es sonst schon versucht hatte, mir einen Begriff von Civilisation auf meine eigene Hand zu bilden.

Unstreitig mußte mir das mißlingen, wie ich jetzt recht gut einsehe, da ich auf eine sehr pedantische Weise dabey zu Werke ging.

Ich fragte nämlich zuerst nach der etymologischen Bedeutung des Wortes. Seiner Abstammung nach bedeute das Wort den Fortschritt eines Volkes, oder einer Zeitperiode, vom Zustande der Rohheit zu bürgerlichen Einrichtungen. Allein dieser Fortschritt konnte unmöglich gemeint seyn. Die europäischen Völker haben diesen Schritt längst gethan; und welche Segnungen ihr Bestreben außereuropäische Völker, die ihn noch vor sich hatten, dabey zu unterstützen, und ihnen zur Civilisation zu ver-

helfen, diesen in allen Welttheilen gebracht hatte: davon gab die Geschichte auf jedem ihrer Blätter das bündigste Zeugniß.

Da es mir auf diese Weise nicht gelang, über die Bedeutung des fraglichen Wortes in's Klare zu kommen: so versuchte ich es auf eine andere. Ich übersetzte es mir mit Gesittung, Bildung; ruhend auf einer sittlichen Grundlage. Allein hier stieß ich auf eine andere Schwierigkeit. Einer so klugen Zeit, wie die unsrige, mußte ich doch zutrauen, sie wisse, was sie wolle: und somit ließ sich mit Zuverläßigkeit von den Mitteln auf die Zwecke schließen. Nun spricht sie aber von Civilisation immer nur in commerziellen und industriellen Beziehungen, und die Mittel, durch welche sie das Wohl der Menschheit fördern will, sind Eisenbahnen, Dampfwägen, Dampfschiffe und erweiterter Verkehr; und zur Garantie der Civilisation macht sie den Handelsgeist. Der Handelsgeist frägt aber nichts nach Gesittung; er frägt nur nach Geld. Er schafft die Mittel zur Gesittung; aber will er sie darum als Zweck?

Du siehst, wackrer Simplicius, der zweyte Versuch, mir in's Klare zu helfen, führte mich nicht näher zum Ziele, als der erste.

Nicht um ein Haar besser ging es mir mit dem Wort: Industrie. Ich hatte mich schon von langer Zeit her in das Wort verliebt. Ich leitete Industrie nämlich von industria, Fleiß, Emsigkeit, her. Fleiß, Emsigkeit, sind die Quelle einer ganzen Reihe von Tugenden; sie sind die zuverläßigsten Bürgen des Glückes und der Wohlhabenheit. Die Fortschritte der Industrie wären also Fortschritte zur bürgerlichen Glückseligkeit. Man konnte das Wort: Industrie, gar nicht hören oder aussprechen, ohne seine Freude daran zu haben.

Mit der vorgefaßten Meinung nun, daß durch die Fortschritte der Industrie überall Emsigkeit und Arbeitsamkeit im Zunehmen begriffen seyen, und jeder, der da arbeiten und sich und die Seinigen redlich nähren wolle, überall Arbeit, und durch diese die zureichenden Mittel zu seinem Fortkommen finde, ging ich daran, mich über die so erfreulichen Fortschritte der Industrie des Näheren zu unterrichten, wo sich mir immer eine Gelegenheit dazu darbot. Ich kann dir nicht verbergen, wackrer Simplicius, daß mir dieses die Freude ein wenig verdarb. Ich hörte und las, daß die Industrie unsrer Tage mittelst sinnreich erfundener Maschinen durch zwey Hände producire, wozu

sonst hundert Hände nöthig gewesen waren; ich hörte und las von so sinnreich erfundenen Maschinen, daß Kinder von sieben bis acht Jahren hinreichen, sie zu bedienen, und daß man in einigen Ländern, wo die Industrie am höchsten blüht, diese armen Geschöpfe zehn, zwölf und vierzehn Stunden als Maschinen an die Maschinen stellt, und sie nicht bloß um die wenigen frohen Tage der Kindheit bringt, sondern sie auf diese Weise körperlich, wie geistig, verkrüppeln und verkümmern läßt; ich hörte und las von der in mehreren Ländern durch polizeyliche Ausweise bestätigten Entsittlichung der untern Classen in immer zunehmendem Verhältniß, in Folge der immer zunehmenden Nahrungslosigkeit, und wie in jedem Jahr Schaaren von vielen Tausenden ihrem heimathlichen Boden den Rücken zuwenden, auf dem sie ihren Unterhalt nicht mehr zu finden wissen, und jenseits des Oceans sich allen Wechselfällen aussetzen, und sich jede harte Bedingung gefallen lassen, um nur ihr nacktes Leben durchzubringen.

Gesteh' es ein, mein Guter: wenn ich hier auch nur die verläßlichsten Posten gelten ließ, und alle nur einigermaßen unverläßlichen wegstrich; wenn ich das Streben der Industrie etwa auf die

Formel brachte: dem Interessenten rücksichtslos — ich meine, ohne Rücksicht auf das Fortkommen und Gedeihen Anderer; Einzelner mein' ich, und des Ganzen — mit dem möglichst geringsten oder gewagtesten Einsatz, die möglichst höchsten Percente zu gewinnen; wenn ich mir dabey — ich bitte dich, Lieber, nimm an dieser Stelle keinen Anstoß: denn sie ist weder gegen dich, noch gegen deinen Bruder, noch gegen deinen Schwager, noch gegen deinen Vetter: sie ist weder gegen einen Stand, noch gegen eine Zunft, noch gegen ein Gremium, noch gegen eine Körperschaft, sie ist nur gegen einen bösen Geist in abstracto gerichtet — wenn ich mir dabey die fürchterliche Consequenz des Handelsgeistes, die Geld und Gewinn, und nichts als Geld und Gewinn will, dachte, und wenn ich mir diesen Geist als den die Zeit — mehr die Zukunft, als die Gegenwart, dominirenden dachte: so begreifst du leicht, verehrlicher Simplicius, daß ich, mit den sonderbaren Ideen, die ich nun einmal im Kopfe hatte, daß nämlich das allgemeine Wohlseyn nur dann bestehen könne, wenn jeder Einzelne, der da arbeiten wolle, Arbeit zu finden wisse; daß Jeder, der sich auf solche Weise redlich durchzubringen wisse, ein guter und nützlicher;

im entgegengesetzten Fall aber Jeder, dem diese Mittel fehlten, ein sehr gefährlicher Bürger des Staates sey; daß es kein schlimmeres Übel für diesen gebe, als jene Nahrungslosigkeit; daß es gegen dieses Übel, wenn es sich einmal festgesetzt, keine andere als unzulängliche Abhülfe gebe; und daß dieses Übel bey der mit jedem Tage außer allem Verhältniß gegen frühere Zeiten, und geradezu im umgekehrten Verhältniß der Subsistenzmittel zunehmenden Bevölkerung immer mehr anwachsen müsse — du begreifst, sage ich, leicht, daß ich mit diesen sonderbaren Ideen im Kopfe, meine Freude an den Fortschritten der Industrie mir nicht wenig versalzen finden mußte.

Zwar sagen sie, die geschickt und ungeschickt, bezahlt und unbezahlt, die Fortschritte der Civilisation und der Industrie, als die Glanzseite unsrer Zeit, und als die Bürgschaft eines tausendjährigen Reiches von Glück und Segnungen preisen, zwar sagen sie — und man muß ihnen Glück wünschen, den Ausdruck gefunden zu haben, mit dem hier so viel sich machen läßt — daß zuletzt sich Alles ausgleiche; und daß, wo eine Nahrungsquelle sich verschließe, zehn andere dafür sich eröffneten. Ob sich nun Alles ausgleiche; die neu sich eröffnenden

Nahrungsquellen nämlich mit den versiegenden, die neu sich öffnenden Wege des Verkehrs mit einer endlos sich steigernden Production: das wollen wir von den Ergebnissen der nächsten dreyßig, vierzig Jahre lernen: da sie selbst, als so große Rechenmeister und als so unbefangene Berechner, gewiß nicht verlangen, daß wir ihnen, ohne gezogene Bilanz, schlechthin auf ihr Wort glauben sollen. Die Gewandtheit, und noch mehr die Besonnenheit ihres Geistes erregt — das ist wahr — durch die Art, wie sie eine solche Bilanz ziehen, Bewunderung; wenn sie z. B. auf die unermeßlichen Märkte hinweisen, welche der entdeckte Lauf des Nigers und die Beruhigung Amerikas dem Absatz eröffnen werden. Wann werden diese Märkte schon offen und eingerichtet seyn? Und für wen werden sie offen seyn? Auch für die europäischen Binnenländer? Und sind Maschinen schwerer nach Amerika, als sonst wohin zu bringen?

Doch das würde mich, wie billig, an jenen großen Rechenmeistern nicht irre machen. Ein anderer Umstand beirrt mich ein wenig. Eine wahre Kleinigkeit; so unbedeutend, daß ich mich fast schäme, sie dir zu gestehen. Es ist keine andere Kleinigkeit, als daß jene Rechenmeister über die

Art und die Mittel der so zuversichtlich verheißenen Ausgleichung unter sich selbst nicht einig, sondern in Widersprüchen befangen sind: während die Übel, welche ausgeglichen werden sollen, sich bereits auf eine ziemlich unzweydeutige Weise herausstellen, und von Jenen selbst nicht geläugnet werden.

Du siehst, würdiger Simplicius, wie schwer es mir geworden, zu einem lebendigen Begriff von der Glückseligkeit unsrer und der der folgenden Zeit durch die Fortschritte der Industrie zu gelangen, und zu einer recht tüchtigen Freude darüber durchzudringen. Wie viel leichter würde mir nicht das Letztere geworden seyn, hättest du nur früher das Bein gebrochen; hättest du nur früher alle jene Flugschriften und Tageblätter gelesen; und hättest du nur früher den darin gelesenen Floskeln und Ansichten das Siegel deiner Autorität aufgedrückt. Vor dieser Autorität verstummen, bey mir wenigstens, alle Zweifel und Bedenklichkeiten, und aus der im Eingange dieses Schreibens an dich gestellten, und hier wiederholten Bitte allein schon kannst du hinlänglich ermessen, welches Gewicht ich ihr beylege.

Fünfter Brief.

Nicht so, nicht gerade so solltest du mit mir umgehen, preiswürdiger Simplicius. Nicht so solltest du mich behandeln; mich, der dich immer aufs Höchste geliebt, geehrt und venerirt hat; mich, der dich, als dir einst die Lust ankam, mit Waldemar zu boxen, aus seinen Händen, oder vielmehr von seinen Fäusten befreyte, als er dich ganz unchristlich abwalkte; mich, der dir so oft den stützenden Arm lieh, wenn du aus dem Keller im Seitzerhofe, oder vom Wolfen in der Aue, unsichern Trittes deiner Behausung zuschrittest; mich endlich, der redlich das Seinige dazu beytrug, deinem Schwiegervater seine Einwilligung zur Heirath abzuängstigen, als er, ohne Sinn für deine Liebenswürdigkeit, vermeinte, seine Tochter könne ihre Liebe zu einem armen Schlucker, wie du damals warst, ohne Gefahr für ihre Gesundheit und ihr Leben ganz leichthin an den Nagel hängen. So also solltest du mit einem so vielfach erprobten

Freunde nicht umgehen. Wie mit einem schüchternen Kinde solltest du mit mir umgehen, das schon von einem zweydeutigen Blicke erschreckt wird. Denn wahrlich, ich bin, vermöge meiner großen Liebe und Verehrung für dich, einem solchen Kinde zu vergleichen; und vermag Alles leichter, als deinen Zorn, oder auch nur deinen Unwillen zu ertragen.

»Es komme dir so vor, als ob ich dich in meinem letzten Briefe nur zum Besten habe.«

In meinem letzten Briefe? Warum nur in diesem: da mir dergleichen in den früheren nicht in den Sinn gekommen? — Dich zum Besten haben! Wenn, mein trefflicher Simplicius, hast du es während deines Zusammenlebens mit mir und unsern übrigen Freunden denn gemerkt, daß wir dich zum Besten hatten; und wenn du nie etwas dergleichen, oder nie viel davon gemerkt hast: wie kannst du jetzt einen solchen Verdacht dir beykommen lassen? Ich hoffe, du siehst ein, wie unbillig du gegen mich gewesen bist, und wie ganz grundlos du mich auf das empfindlichste gekränkt hast.

»Ich solle ganz schlicht und einfach mit der Sprache herausgehen, wie du es von jeher am liebsten gehabt habest.«

Gut, so will ich denn mit der Sprache herausgehen, und dir schlicht und einfach sagen: du hättest vernünftiger und billiger seyn, und mir nicht eine engsinnige Beschränktheit zuschreiben sollen, von der ich mich frey weiß. Ist dir das schlicht und einfach genug, mein preiswürdiger Simplicius? Glaub' es mir immerhin, daß ich unbefangen genug bin, der Fortschritte, welche die Industrie in unsern Tagen gemacht hat, mich aufrichtig zu freuen: in sofern der unbefangne Beobachter nämlich dazu Grund haben kann. Noch weit lebhafter wird meine Freude, wenn ich mir vorstelle, wie zuträglich diese Fortschritte deinen eigenen Interessen werden können: wenn es dir vielleicht in den Sinn kommt, lieber durch die Industrie, als durch die justissima tellus ein reicher Mann zu werden. Es macht mir nicht wenig Vergnügen, wenn ich mir denke, daß dem regen Thätigkeits- und Erwerbungstriebe, den ich an dir kenne, der weiteste Spielraum geöffnet ist, und daß du — Dank sey es dem rühmlichen Thätigkeits- und Erwerbungstriebe deines würdigen Schwiegervaters — mit reichen Geldmitteln versehen, im Stande bist, diesen erweiterten Spielraum auf das Beste zu benützen. Auch wird dieses noch bey manchem Anderen der Fall seyn,

dem das Glück bey seiner Geburt, oder sonst in einem Anfall von guter Laune, sich so günstig, wie dir selbst, erzeigt hat. Da du nun bereits große Geldmittel besitzest: so wirst du, und nicht nur du allein, sondern Mehrere, denen das Glück so günstig gewesen, wie dir; du wirst, sage ich, im Stande seyn, deinen Unternehmungen und Speculationen eine immer größere Ausdehnung zu geben, und mit dem Glück um einen noch größeren Gewinn zu spielen. Schon der Gedanke an ein Hazardspiel, um den größtmöglichen Gewinn, hat etwas ungemein Belustigendes. Zwar wirst du nicht der einzige Spielende seyn, und deren, die Lust haben, ihr Glück zu versuchen, werden sich immer Mehrere herzudrängen; sie mögen nun den Einsatz von Hause aus besitzen, oder ihn erborgt, oder ihn auf was immer für eine Weise sich verschafft haben, oder auch auf ihr bloßes Wort und ihr ehrliches Gesicht spielen; sie mögen ehrlich spielen, oder sich auf ihre Geschicklichkeit verlassen, das Glück zu corrigiren. Da bey keinem Spiel alle Spieler gewinnen können: so werden natürlich Viele das Ihrige, oder, wenn sie mit fremdem Gelde spielten, das, was nie ihnen gehörte, verlieren. Inzwischen, man sagt, es gebe einen Grad von Einsicht, und von Kenntniß des

Spieles, der die Chancen desselben mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit zu berechnen vermöge; und einen Grad von Mäßigung und kluger Zurückhaltung, der sich eines günstigen Erfolgs versichert halten könne. Da du nun beyde Eigenschaften in einem ganz enormen Grade besitzest: so ist nicht zu zweifeln, daß zuletzt der größte Theil des Nationalreichthums in deinen und Jener von deinen Mitspielern Händen sich anhäufen werde, die an Glück und Einsichten, oder an einer äquivalenten Schlauheit und Gewandtheit, das Glück zu verbessern, es dir gleich thun werden. Welche Ausdehnung wirst du dann nicht deinem Haushalt, deinem Pallast, deinen Gärten, deinen Liebhabereyen, welchen Namen sie immer haben mögen, geben können; und wie wird dein Haushalt, wie werden deine Palläste, deine Gärten, deine Liebhabereyen nicht gegen die Vita misera aller derjenigen abstehen, welchen die Fortschritte der Industrie keinen so weiten Spielraum, wie dir selbst, geöffnet haben. Benütze ihn nur recht gut, ehrenwerther Simplicius, und höre nicht auf ihn zu benützen, und Thaler zu Thalern zu legen: so lange deine triefenden Augen noch einen Thaler zu erkennen, und deine zitternden Hände noch ein Goldstück zu halten vermögen.

Ferner, mein Guter! Man sagt, der Mensch sey um desto glücklicher, je mehr er Bedürfnisse habe, wenn er sie befriedigen könne. Wie haben sich nun nicht seit zwanzig bis dreyßig Jahren die Bedürfnisse vermehrt, und die Mittel zu ihrer Befriedigung. Wie viel eleganter und gefälliger ist nicht Alles geworden, was du nur immer ansiehst, bis auf das geringste Hausgeräthe herab. Ich erinnere mich noch recht wohl der Einkäufe, die zu deiner Einrichtung gemacht wurden. Was auch nicht geschmacklos war, entbehrte doch jener Eleganz der Form, die man jetzt allen Artikeln des Bedürfnisses und des Luxus zu geben weiß. Und wie theuer war nicht Alles. Jetzt ist Alles spottwohlfeil. Die geschmackvollsten Stoffe kosten jetzt nicht mehr, oder nicht einmal so viel, als früher jene, welche dieses Vorzugs ermangelten. Es ist wahr, sie gehen fünf-, sechsmal früher zu Grunde. Aber selbst das ist ein Vortheil. Denn wie leicht wird es nicht auf diese Weise, immer neu, immer elegant, und immer nach den Gesetzen der letzten Mode gekleidet und meublirt zu seyn.

Wie sehr das Leben an Mannigfaltigkeit, und wie sehr es dadurch an Reiz und raschem Umschwung gewinnen müsse: das liegt am Tage. Jeder Tag

vervielfältigt die Mittel zum Genießen, und somit vermehrt jeder Tag die Antriebe, sich, auf welche Art es immer sey, in den Besitz dieser Mittel zu setzen. Da gilt es, sich zu regen, um seines Antheils an den Gütern der Erde habhaft zu werden. Wer da die Hände in den Schooß legt, oder sie nicht zu brauchen weiß: der mag es sich selbst zuschreiben. Rasch muß sich Jeder regen, und rasch zugreifen, oder er ist der Betrogene. Rasch muß er seine Ansprüche an das Leben geltend machen: denn der Anspruch, der heute gilt, ist morgen ein veralteter. Leben ist Regsamkeit: und indem der immer sich steigernde Reiz zum Genuß die Regsamkeit vermehrt, befördert er auf diese Weise ganz unbezweifelbar das wahre Leben.

Sechster Brief.

Wäre meine Verehrung für deine sublimen Talente, mein vortrefflichster Simplicius, auch nur um den tausendsten Theil eines Grans geringer, als sie es wirklich ist, und wärest du nicht ein so harmloser Menschensohn, wie nur dießseits und jenseits der Donau, ob und unter der Enns, nur irgend Einer anzutreffen ist: so würde ich in der That in Versuchung kommen, dich mit Waldemar einen Querkopf zu nennen. Denn Querköpfigkeit ist es doch wohl, einem Andern eine Querköpfigkeit um nichts und wieder nichts aufzubürden. Wie in aller Welt kommst du nur dazu, mir vorzuwerfen, daß ich die Fortschritte der Industrie für ein Übel halte; daß ich es für die Aufgabe der Zeit halte, diesen Fortschritten Schranken zu setzen; die Zeit selbst aber für eine sittenlose, oder wenigstens zur Entsittlichung sich hinneigende. Wie kommst du, frage ich, nur dazu, mir alle diese Vorwürfe aufzubürden, und mich dabey mit weisen

Mienen zu erinnern, wie ich ja selbst mich gegen jedes gewagte Absprechen über den Charakter der Zeit erklärt habe. Ich weiß eben keinen andern Grund davon, als deine alte Weise, dir etwas in den Kopf zu setzen, und dich dann um keinen Preis wieder davon abbringen zu lassen.

Ich sehe, mein Guter, man kann nicht schlicht und einfach genug mit dir sprechen. Darum will ich mich denn eines noch höheren Grades von Deutlichkeit befleißen, um nicht ferner von dir mißverstanden zu werden: wenn du mich nicht vielleicht absichtlich solltest mißverstehen wollen.

So wisse denn, ehrenwerther Simplicius, es scheint mir in der That eine große Thorheit, irgend eine Tendenz einer Zeit, wofern sie nicht an sich selbst eine unsittliche ist, an sich selbst für ein Übel zu halten. Jede solche Tendenz ist das Product einer Reihe von Ursachen, deren Einfluß eben so außer der Berechnung jener Zeit lag, wo sie zu wirken anfingen: als es außer dem Bereiche der Zeit liegt, in welcher jene Tendenz jetzt mit Entschiedenheit hervortritt, sie ungeschehen zu machen. Hat nun eine solche Tendenz, als Lebenselement einer neuen Zeit, bis zu einem gewissen Grad von Entschiedenheit sich herausgebildet: so halte ich es

für eine so große Thorheit, auch nur zu wünschen, daß dieses neue Element in seiner Entwicklung möchte aufgehalten werden können. Denn etwas Unmögliches zu wünschen, ist immer eine Thorheit. Welches Lebenselement immer bis zu einem solchen Grade sich entwickelt, daß es mit Entschiedenheit sich allgemein geltend macht: das ist in seiner ferneren Entwicklung nicht weiter aufzuhalten. Welche Regierung, zum Beyspiel, es immer versuchen wollte, von den Fortschritten der Industrie keine Notiz zu nehmen, würde dieses nicht ohne den gewissesten Nachtheil thun können. Auch hier kann der Österreicher der seinigen, wie überall, mit Zuversicht vertrauen: da die feste Besonnenheit, welche sie nirgends verläugnet, auch hier zwischen dem zu wenig und zu viel die sichere Mitte zu halten weiß.

Denn ein Zuviel gibt es hier zu vermeiden, wie in allen Dingen: und jede Tendenz, die sich als eine alle andern überbietende und zurückdrängende herausstellt, muß dadurch nothwendig zu einer nachtheiligen werden; wie jedes Übermaß nothwendig verderblich wird. Welche Nachtheile nun die commerzielle und industrielle Tendenz, wenn sie fortschreitend zur herrschenden, Alles überbietenden und Alles beherrschenden sich ausgebildet

haben wird, dann drohe: darüber habe ich dir in meinem früheren Schreiben einige Andeutungen gegeben. Wenn diese Nachtheile gegenwärtig noch nicht schroff hervortreten: so dürfte es doch in der Folge geschehen. Nur das erlaube mir zu wiederholen, daß es kein fürchterlicheres Übel gebe, das einen Staat treffen könne, als die zunehmende Nahrungslosigkeit seiner Bürger. Der gemeine Mann, fern von Überbildung und Verbildung, ist, wenn er sich redlich nähren kann, der beste Bürger; wenn nicht, der gefährlichste. Wir wollen es erwarten, ob, wie die unermüdlichen Lobredner der industriellen Fortschritte unsrer Zeit sagen, bey dem Versiegen der einen Erwerbsquellen, im gleichen Verhältniß andere zureichende sich eröffnen, und ob, wie sie so zuversichtlich versichern, Alles sich ausgleichen werde; wir wollen es erwarten, welche Früchte das Hazardspiel des industriellen Unternehmungsgeistes in der Folge bringen werde; und es abwarten, welche Hülfsquellen jene Staaten, die in dem Wettstreit der commerziellen und industriellen Interessen zuletzt besiegt werden, wenn sie ihre besten Kräfte nach dieser Seite hin verwendet haben, bey einem besonderen Unglück, z. B. im Falle eines unglücklich

geführten Krieges, dann in sich finden werden. Ganz gewiß, es wird dem Staat in einem solchen Falle an einigen reichen Bürgern nicht fehlen. Diese werden das Geld haben; und — sie werden es hergeben. Auf welche Bedingungen, und gegen welche Concessionen? Verlaß dich darauf, gegen die allerbilligsten; und das aus reiner Vaterlandsliebe.

Doch, wie gesagt, darüber mag die Erfahrung entscheiden. Der eifrigste Vertheidiger der Industrie kann gegen die Berufung auf eine künftige Entscheidung durch sie nichts einzuwenden haben: da in der That ihr allein die Entscheidung zustehen kann.

Aber einer andern Folge will ich erwähnen, welche die vorherrschende Richtung auf die Industrie gehabt hat. Wenn diese Richtung einmal eine entschiedene ist; wenn die Bedürfnisse, wenn die Mittel zum Genuß sich mit jedem Tage vermehren; wenn das allgemeine Streben auf Erwerb und Gewinn gestellt ist; wenn Jeder, und zuletzt um jeden Preis, so viel erwerben und gewinnen will, als nur immer möglich, um so viel, als nur immer möglich, genießen zu können: dann erzeugt sich jener sinnliche Materialismus, dem Erwerben und Genießen für das Höchste gilt, und das sinnliche Leben

erhält das Übergewicht über das Geistige; dann wird über dem Sinnlichen, das Übersinnliche, über dem Körperlichen das Geistige, über dem Vergänglichen das Unvergängliche und Ewige vergessen, und als höchste Tugend gilt dann jene Klugheit der Selbstsucht, die, wenn sie sich nur der Rohheit und Gewaltthätigkeit enthält, und ihre Berechnungen so anlegt, daß sie die der Anderen, von welchen sie etwas zu besorgen haben könnte, nicht stört, um die Vorschriften der Moral sich nicht weiter bekümmern zu dürfen glaubt.

Diese schlimme Folge der zunächst auf Erwerb und Gewinn gestellten Tendenz der Zeit gibt sich bereits so offenbar und unzweydeutig zu erkennen, und muß, je mehr jene Tendenz selbst sich künftig entwickelt, zur herrschenden, und endlich zur Alles beherrschenden wird, so nothwendig sich im gleichen Verhältniß immer nachtheiliger und verderblicher entwickeln: daß ich wohl nicht besorgen darf, ehrenwerther Simplicius, du werdest bey deiner großen Weisheit, Billigkeit und Unbefangenheit, meinerseits mich hier einer Unbilligkeit oder Befangenheit beschuldigen, gegen die ich mich schon früher mit aller Bestimmtheit, deren es bey dir bedarf, genügend ausgesprochen zu haben glaube.

Siebenter Brief.

Eine etwas sonderbare Paste von Philosophen bist du denn doch, mein preiswürdiger Simplicius; und ein wenig schwer ist es immer, mit dir zu thun zu haben. Wenn du einmal eine Idee aufgreifst: so knetest du sie gewöhnlich auf eine solche Weise, daß sie unter deinen bildenden Händen eine ganz veränderte Gestalt annimmt, und bald sich selbst nicht mehr gleichsieht. Wer, um's Himmelswillen, hat nur von einer sittlich entarteten Zeit geredet! Wüßte ich nicht, was du, seitdem du dich vom Wirthschaftskalender losgesagt, an Zeit- und Flugschriften Alles zusammengelesen: ich würde mich wundern, wo du nur den Schwall von Floskeln über diesen Gegenstand herhaben könntest, womit du mich in deinem letzten Schreiben überschüttet hast.

Ich halte es überhaupt für eine der schwersten und mißlichsten Aufgaben, ein treues Bild der Sitten eines Zeitalters zu fassen. Dem, der alle,

oder doch die meisten gebildeten Länder Europa's durchreist, in jedem sich hinreichend lange aufgehalten, und die Sitten überall zum besonderen Vorwurf seiner Beobachtung gemacht hätte: dem möchte es vielleicht gelingen, ein solches Gemälde zu entwerfen. Sonst ist auch die größte Anzahl von Thatsachen, die wir zu diesem Zwecke beobachten, oder die wir durch Lectüre sammeln, unzureichend; wenigstens nicht hinreichend, um uns ein vollständiges Bild zu verschaffen. Unendlich schwerer aber ist es noch, den Grad der Sittlichkeit eines Zeitalters zu bestimmen. Wenige Personen und Zustände ausgenommen, werden sich uns, wie aufmerksam und unbefangen wir auch beobachten mögen, doch nur die äußeren Thatsachen, nicht die inneren Beweggründe; mehr nur die Handlungen, als die Gesinnungen, darlegen. Und noch weit mehr wird dieses bey allen Thatsachen der Fall seyn, die wir nicht selbst beobachten, sondern die wir durch Andere überkommen, die sie uns, wenn auch nicht absichtlich entstellt, doch wenigstens aus ihrem Gesichtspunkte darstellen. Wenn es schwer ist, eine einzige Handlung, die wir sorgfältig beobachtet und geprüft haben, mit Sicherheit zu beurtheilen: wie können wir ein siche-

res Urtheil über eine Thatsache fällen, die uns nur in den allgemeinsten Umrissen überliefert wird, und deren Gewährsmann uns meistens völlig unbekannt ist. Auch betreffen die meisten dieser Thatsachen das öffentliche Leben; die Sittlichkeit jedes Zeitalters hängt aber vorzüglich vom Privatleben ab, das sich dem Blick überall mehr entzieht, als blosstellt. Überdieß verändern die Tugenden, wie die Fehler, selbst in den verschiedenen Zeitaltern, zum Theil ihre Form, und können nur bey der genauesten Kenntniß der Eigenthümlichkeit des letzteren richtig aufgefaßt und beurtheilt werden.

Überhaupt scheinen mir diejenigen der Zeit einen schlechten Dienst zu erweisen, die nur immerfort auf ihre Fehler und Gebrechen zu schmähen wissen. Eine Zeit, der man bestimmte Fehler fortwährend vorrückt, wird sich zuletzt gewöhnen, diese Fehler als etwas nicht so gar Bedeutendes anzusehen; und der Einzelne wird sie an sich selbst ganz unbedeutend finden, wenn er immer aufs neue hört, daß er sie mit seiner ganzen Zeit gemein habe. Das greift in die sittliche Bildung der Zeit weit tiefer ein, als man es gewöhnlich in die Berechnung zieht. Unbilliges oder fortwährendes Herabsetzen wirkt auf ganze Generationen so nachtheilig

ein, als auf die Erziehung des Einzelnen: und das sittliche Selbstgefühl zu klarem Bewußtseyn zu bringen, und es dadurch zu kräftigen und zu erheben, ist dort gewiß von nicht geringerem Nutzen, und von geringerer Wichtigkeit, als hier. Was als Fehler und Gebrechen der Zeit sich unzweydeutig zu erkennen gibt, mag und soll als solches gerügt werden; doch nicht im Tone bitterer und boshafter Schmähung; mit ruhiger Darlegung, warum es so geworden, und auf welche Weise es besser werden könne. Nur was sich als unzweydeutige Verkehrtheit herausstellt, und dabey mit kecker Anmaßung sich geltend zu machen sucht: nur das mag mit dem strengsten Ernst gerügt, und mit jeder wirksamen Waffe bekämpft werden. Auf seine Zeit zu schmähen ist aber immer leichter gewesen, als sie richtig zu belehren.

Du hast also nicht zum Besten gethan, hochweiser Simplicius, den Schriften und Tageblättern, gegen die du den Haus- und Wirthschaftskalender vertauschtest, einen zu unbedingten Glauben zu schenken, und dich von ihren Verfassern zu einem Stück Katzenjammers verleiten zu lassen. In der That, ich könnte in Versuchung kommen, dich in deinen Ansichten geradezu haltungslos zu nennen:

wüßte ich nicht, welch' ein consequenter Denker du bist, und wie ich es einzig deinem rühmlichen Streben nach Unparteylichkeit und Unbefangenheit zuzuschreiben habe, was bey jedem Anderen Haltungslosigkeit scheinen müßte.

So arg, wie es deine Gewährsmänner mitunter darstellen, mein werther Simplicius, steht es um die Sitten unsrer Zeit für keinen Fall. Am wenigsten, dem Himmel sey Dank, in Deutschland; und bis jetzt wenigstens noch nicht. Das wackere deutsche Volk hat vom Himmel einen solchen Fond gesunden Sinnes, einen so instinctmäßigen Zug zur Rechtlichkeit, und, was hier sehr in Anschlag kommt, einen so entschiednen Zug zur Gemüthlichkeit zu seinem Antheil erhalten, daß er wahrscheinlich noch lange hinreichen wird, es vor einer Entartung zu bewahren, die man mit Recht als Sittenverderbniß bezeichnen könnte. Daß dieses inzwischen in der Folge sich nicht überall einstellen, und daß es nicht auch Deutschland ergreifen werde, ist etwas, wofür ich freylich nicht einstehen möchte.

Bey der Raschheit, mit welcher dein kühner Geist Ideen zu fassen und zu verbinden gewohnt ist, müßte ich mich sehr irren, wenn du nicht auf der Stelle

bereit wärest, diese trübe Aussicht ohne viele Umstände der Industrie und dem Handelsgeist unsrer Zeit in die Schuhe zu gießen: wäre es auch nur darum, daß du beyde neulich in so bewunderungswürdigen lyrischen Ergießungen gepriesen hast. Dergleichen Sprünge sind deinem schnellkräftigen Geist etwas so Leichtes und Gewöhnliches, und du bist, wenn du einen recht guten Sprung gemacht zu haben glaubst, von dieser Meinung dann so schwer abzubringen: daß es mir nicht übel gethan zu seyn scheint, mich hier ein wenig mit dir vorzusehen.

Ich will nicht in Abrede seyn, ehrenwerther Simplicius, daß nicht die Fortschritte der Industrie, wenn sie künftig über das rechte Ziel hinausschreiten, das heißt: wenn die Verminderung der Nahrungsquellen im Verhältniß zu der Vermehrung der Bevölkerung sich in einem schreyenden Mißverhältniß herausstellen sollte — ein Fall, der, wenn sich Alles ausgleicht, wie sie sagen, freylich nicht zu besorgen ist: daß, sage ich, in diesem Fall die Fortschritte der Industrie nicht die Fortschritte des Sittenverderbnisses veranlassen könnten; weil wer sich nicht rechtlich fortbringen kann, zuletzt zu unrechtlichen Mitteln seine Zuflucht nimmt. Ich will sogar zugeben, daß in einem solchen Fall die

rasche, wenn auch nicht sogleich auffallende Verschlimmerung der Sitten, sich gar nicht berechnen, und noch weniger sich aufhalten lasse. Allein so weit ist es gegenwärtig noch nicht; und daß es künftig nicht so weit komme: dafür bürgt uns das Versprechen, daß jenes zu besorgende Mißverhältniß sich auf das Vollkommenste ausgleichen werde.

Aber eine andere Seite des Gegenstandes laß mich beleuchten, mein verehrlicher Simplicius; wenn es dir anders genehm ist.

Ich denke du bist mit mir darüber einverstanden, worüber sonst die ganze Welt einverstanden ist, daß die Sittlichkeit weder des Einzelnen, noch eines ganzen Zeitalters von einzelnen Handlungen abhänge. Auch darüber, denk' ich, bist du einverstanden, daß sie keine andere Begründung habe, noch haben könne, weder bey dem Einzelnen, noch bey einem ganzen Zeitalter, als die Idee von einer sittlichen Bestimmung des Menschen, und einer sittlichen Weltregierung. Zuverläßig bist du auch darüber einverstanden, daß diese auf das Handeln des Einzelnen, wie eines ganzen Zeitalters, nur dann einen entschiedenen Einfluß haben kann, wenn sie im Bewußtseyn Beyder in voller Klarheit vorhanden ist, und Beyden für das Höchste gilt.

Wenn du nun über dieses Alles mit mir einverstanden bist, ehrenwerther Simplicius: so bist du wohl auch darüber mit mir einverstanden, daß jene Idee einer Zeit, deren Tendenz sich mit jedem Tage mehr und ausschließender auf das Erwerben und das Genießen stellt, nicht weiter als das Höchste gelten könne: sondern daß sie durch jene Tendenz immer mehr getrübt und verdunkelt werde; und daß sie nothwendig immer mehr an Einfluß auf das Leben verliere, je mehr jene sich entwickelt, und je unbedingter sie als herrschende sich ausspricht. Mit einem Wort, der sittliche Ernst des Lebens ist es, der über den sittlichen Werth und Unwerth jeder Zeit entscheidet. Wenn dieser lebendig im Bewußtseyn der Zeit vorhanden und allgemein verbreitet ist: dann ist sie sittlich begründet; wenn nicht: so wird es bald genug offenbar werden, daß er ihr fehle.

Noch ist der sittliche Ernst nicht aus dem Leben verschwunden, und selbst nicht so sehr erschlafft, wie Viele glauben, und Viele uns zu überreden suchen. Daß ihn aber jener sinnliche Materialismus, der alle seine Berechnungen auf das äußere Leben stellt; daß Erwerbsucht und Genußgier ihn nicht immer schlaffer mache, und die Eigensucht Beyder

ihn nicht immer mehr verdränge: das ist die Aufgabe, welche die Zeit zu lösen hat; und deren Lösung sie weder ablehnen noch versäumen kann, ohne was ihr von sittlichem Werth, und mit diesem von Ansprüchen an Glück geblieben ist, darüber auf das Spiel zu setzen.

Achter Brief.

Gewiß, mein Freund, ist es zunächst die Belebung des religiösen Sinnes, welche jenem sinnlichen Materialismus, der das gefährlichste und schädlichste Übel der Zeit ist, am kräftigsten als Gegengewicht entgegenwirken kann. Das Ewige ist ja der natürliche Gegensatz des Irdischen; das Übersinnliche des Sinnlichen. Und nicht für dieses, sondern für jenes ist der Mensch geboren. Wäre er nur für diese Erde geboren: so müßte Derjenige, dem sie das volle Maß ihrer Gaben gewährt, eine vollkommene Befriedigung genießen; und es gäbe für den Glücklichen keinen anderen Schmerz, als den, nicht ewig hier fortleben zu können: für den Unglücklichen keinen anderen Schmerz, als die Entbehrung sinnlicher Genüsse.

An ein religiöses Glauben ist der Mensch gewiesen. Der umsichtigste Psycholog wird es jederzeit am wenigsten läugnen, daß es Seelenzustände gebe, in welchen auch der kräftigste Geist mit dem,

was ihm die Philosophie zu bieten hat, nicht ausreicht.

Viel ist in unsrer Zeit für die Wiederbelebung des religiösen Sinnes geschehen. Ich kann hier nichts Besseres thun, als dir die Worte eines der gediegensten und besonnensten Philosophen Deutschlands mittheilen.

»Es läßt sich ohne Ungerechtigkeit nicht läugnen,« sagt er, »daß sich die Religion in der letzten Zeit wieder eine größere Gewalt auf die Gemüther erworben hat; daß man ihr eigenthümliches Wesen besser erkannt, ihre heilsame Wirksamkeit lebhaft zurückgerufen, und in vielen Verhältnissen gesegnet hat. In der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war das Heilige mit solcher Wuth und Beharrlichkeit angegriffen, verspottet und verfolgt worden; man hatte dermaßen mit Waffen aller Art auf die Zerstörung der Religion hingearbeitet, und die Schriften gegen dieselbe hatten sich so vervielfältiget, daß die Menschen, endlich von dieser unverschämten Sprache und den stets wiederkehrenden heillosen Lehren des Unglaubens und der Impietät übersättigt, und bis zum Ekel ermüdet, sich wieder nach dem alten Glauben und der lange vermißten Frömmigkeit sehnten. Der Irrthum und der

Frevel hatten sich erschöpft. Es traten wieder bessere Zeiten ein. Man fühlte, daß der Mensch erniedrigt, die Würde seiner Natur vernichtet wurde, und daß eine nicht auszufüllende Lücke in dem menschlichen Leben, eine nicht zu beschwichtigende Unruhe oder eine unerträgliche Leere die natürlichen Folgen der Entfremdung von dem unendlichen Wesen wären. Die Verbrechen und die Leiden der Zeit, die Anarchie, die in Frankreich unter dem Namen der Freyheit entstand, der Despotismus, in welchen sich die Ungebundenheit auflöste, führten so drangvolle Jahre für die Staaten und die Einzelnen herbey, daß die Völker in ihren eigenen Busen griffen, in sich selbst zurückkehrten, und lebendig fühlten, daß nur das Höhere das Niedrige, das Ewige das Zeitliche, das Übersinnliche das Sinnliche zurückhalten, bekämpfen und beherrschen könne und müsse. Der Ernst, den der zunehmende Druck der Zeiten hervorrief, die edlen Anstrengungen, welche die Regierungen und alle Classen der Gesellschaft machten, die Opfer aller Art, denen sie sich freywillig unterzogen, die Begeisterung, die Alle ergriff für rechtmäßige Gewalt, Vaterland und Nationalität, trugen das Ihrige dazu bey, den religiösen Sinn wieder zu erwecken, zu beleben,

zu steigern; denn alles Hohe im Menschen hat geheime Wahlverwandtschaften mit Gott; und je würdiger der Mensch wird, je mehr trachtet er nach der unsterblichen Krone aller Würde *).«

Mit kräftigen Zügen ist hier bezeichnet, was im verflossenen Jahrhundert den Verfall des religiösen Sinnes herbeyführte. Es war die Flachheit der Impietät. Als Flachheit des Geistes aber darf die Impietät um so sicherer bezeichnet werden, als jedes Streben nach tieferer Erkenntniß immer und überall zur religiösen Erhebung führt. Neben jener Flachheit aber, die frech an dem Heiligen frevelt, gibt es noch eine andere Flachheit; die nämlich, der die religiöse Erhebung fremd ist, weil sie ihren ganzen Sinn den materiellen Interessen des Lebens zugewendet hat. Ihr ist die Religion entweder gleichgültig, oder bloßes Formelwerk: weil sie das Bedürfniß, sich über das materielle Leben zu einem höheren aufzuschwingen, entweder gar nicht, oder nur schwach fühlt. Welche von diesen beyden Arten von Flachheit die schlimmere sey, mag hier unerörtert bleiben; daß aber die

*) Friedrich Ancillon: Zur Vermittlung der Extreme in den Meinungen. Berlin 1828.

Eine zu unsrer Zeit, trotz Allem, was für die Wiedererweckung und Belebung des religiösen Sinnes geschehen, nicht weniger Raum gegriffen, als die Andere in einer früheren Periode, dürfte nicht leicht in Zweifel gezogen werden können.

Neunter Brief.

Eine größere Freude, als dein letztes Schreiben mir gemacht hat, hätte mir durchaus nicht zu Theile werden können, mein allervortrefflichster Simplicius. Denn dieses einzige Schreiben ist mehr, als hinreichend, auf das unwidersprechlichste zu beweisen, daß ich, ich dich von jeher weit besser gekannt habe, als alle unsre übrigen Freunde, als Bruno, Otto, Willibald, und der etwas inurbane Waldemar, der immer die wenigsten Umstände mit dir zu machen pflegte. Wie oft hat dieser, wie oft haben nicht die Übrigen, dich eine »prosaische Seele« genannt: während ich allein erkannte, welch ein großer Dichter in dir stecke. Und war der Dichter zu verkennen in dir? zu verkennen in dem hohen Schwunge, den deine Phantasie nahm, wenn du ein Glas mehr getrunken hattest; zu verkennen in allen Erzählungen und Nachrichten, die du uns mittheiltest, und die alle das Gepräge der Erdichtung handgreiflich an sich trugen? zu ver-

kennen, in den poetischen Ergießungen, welche du wie Wasser ausströmtest, als du in dein kleines, rundes Mädchen verliebt warst? und war er zu verkennen in deinen großartigen Schöpfungs- und Reformationsplänen, von welchen du uns die überraschendsten Proben gabst, und die sämmtlich in das Gebiet der poetischen Träume gehörten.

So großartig hast du dich denn auch in deinem letzten Schreiben gezeigt, mein sublimer Simplicius. Vom Katzenjammer über die Zeit, zur Apotheose der Zeit, und von der Apotheose wieder zum Katzenjammer überspringend — woraus Waldemar zuverläßig den Schluß ziehen würde, es fehle dir an einer klaren, festen Ansicht von deiner Zeit; worin ich selbst aber nur einen Beweis deiner oft gerühmten Unparteylichkeit sehe — schreibst du in deinem großartigen lakonischen Style: »An uns Alten ist nicht viel zu bessern; eine ganz neue Generation müßte man heranziehen!«

Wie Schade, mein hochsinniger Simplicius, wie Jammerschade! daß es nicht von dir abhängt, eine neue Sündfluth über die bestehende Generation herzuschwemmen, und dann unter die wenigen Knaben und Mägdlein, welche dir übrig zu lassen beliebte, wie Mungo Park unter die

Peruaner zu treten, und zu sagen: »Das sollt ihr thun, und das sollt ihr lassen; und so sollt ihr euch gehaben, damit Alles gut gehe!«

Inzwischen will ich nicht läugnen, daß deiner Äußerung eine sehr gesunde Ansicht zum Grunde liege. Wo immer davon die Rede ist, den moralischen Gebrechen oder den Mängeln einer Gesellschaft von Menschen — diese Gesellschaft mag Familie, Dorf, Stadt oder Staat heißen — zu begegnen: da wird überall die Erziehung, als das wesentlichste und wirksamste Moment, eintreten; die Berechnung einer umfassenden und tief genug eingreifenden Wirkung immer nur auf das Heranziehen einer neuen Generation gestellt werden können. Nur seh' ich in dem gegenwärtigen Falle einige Schwierigkeiten, die ich dir nicht verhehlen will; was du mir, wie ich hoffe, mit gewohnter Milde verzeihen wirst.

Systematisch, wie du Alles anzugreifen gewohnt bist, theilst du alle Erziehung in die Privat- und in die öffentliche Erziehung. Die erstere geht der Zeit nach voraus, und muß überall die Grundlage für die letztere abgeben. Nun sehe ich nicht ein, was du, wenn es wahr ist, daß bey der Tendenz der Zeit zum sinnlichen Materialismus die

Federn des sittlichen Ernstes nachgelassen haben, und nichts Anderes zu erwarten steht, als daß sie in der Folge immer mehr nachlassen werden: was du, sage ich, durch die öffentliche Erziehung auf einer schwanken, haltlosen Grundlage für ein Gebäude aufführen willst. Hier bleibt dir nichts übrig, als durch die öffentliche Erziehung auf die Privaterziehung zu wirken, und die Väter zu ziehen, welche die Söhne gut ziehen sollen. Allein immer bleibt dabey die Schwierigkeit, daß jeder Erfolg hier schon im ersten Gliede von der Privaterziehung abhängt, und daß es dir nicht leicht werden wird, für dieses erste Glied Rath zu schaffen.

Glaube ja nicht, ehrenwerther Simplicius, daß es meine Absicht sey, dich mit diesem Hysteron proteron zu chicaniren. Auch das glaube nicht, daß ich mir die Flachheit und das Verderbniß der häuslichen Erziehung als gar zu arg vorstelle. Wenn es aber wahr ist, daß das innere Leben überall an Intension verliert, wenn die Tendenz auf das äußere Leben zur überwiegenden wird; wenn es wahr ist, daß die Strenge des sittlichen Ernstes immer mehr nachläßt, je mehr sich alles Streben auf Erwerb, Genuß, auf Convenienz und auf äußere Geltung richtet; und wenn es endlich

wahr ist, daß die Flachheit und Verkehrtheit in dieser Hinsicht nur einen gewissen Grad erreicht zu haben braucht, um dann in rascher Progression zuzunehmen: so glaube ich, daß es wenigstens in der Folge arg genug werden könne. Damit es nun nicht allzu arg werde, und damit die Verkehrtheit der Zeit ein Gegengewicht finde, kommt es allerdings auf jenes Hysteron proteron hinaus; das heißt: Die öffentliche Erziehung muß zu ersetzen und zu verbessern suchen, was die Privaterziehung versäumt oder verdirbt; sie muß ihres Amtes mit verdoppeltem Eifer, mit verdoppelter Umsicht und Besonnenheit sich annehmen, und den schädlichen Einflüssen der Zeit mit Kraft und Nachdruck entgegenwirken.

Daß die öffentliche Erziehung, wenn sie das Alles leistet, eine neue Generation schaffe, möchte ich auch im günstigsten Falle nicht erwarten. Ich halte das für eine von den sanguinischen Erwartungen, denen du dich von jeher mit großer Leichtigkeit hingegeben hast. Aber ein wirksames Gegengewicht gegen die Gebrechen der Zeit kann sie werden; gegen Hab- und Genußgier, gegen Eigensucht und sittliche Flachheit. Daß sie auf die häusliche Erziehung einwirke, und daß diese Rückwir-

kung ihre Erfolge späterhin erleichtern und fördern müsse, will ich gar nicht berühren; denn wollte ich es, so würdest du mich gewiß ganz keck fragen: was ich denn gegen deinen Schöpfungsversuch einzuwenden habe, und wie ich deine Erwartungen sanguinisch nennen könne, da mit einem einzigen Ruck sich Alles auf die natürlichste Weise von selbst mache.

Zehnter Brief.

Ich bewundere dich, mein allervortrefflichster Simplicius. Nur ganz wenig darf man dir auf das Pferd helfen, und du sprengst dahin wie der edle Ritter von Mancha, daß kein Auge dich einholen kann. Begegnet dir auch ein kleiner Unfall, wie neuerlichst, oder damals bey dem Ritt in den Augarten: so läßt du dich das nicht viel anfechten, und sitzest, so bald dein Fuß, oder deine Rippen heil sind, bey erster Gelegenheit frisch wieder zu Pferde.

Betrachte diese Einleitung immerhin als ein Geständniß, daß ich dir auf deinem Ritt in die pädagogische Provinz nicht zu folgen vermag. Wie sollte ich es auch unternehmen, dir auf ein halbes Hundert von Vorschlägen über die öffentliche Erziehung meine Meinung zu sagen. Auch sind manche deiner Vorschläge von der Art, daß ich zweifelhaft bin, ob es dir nicht beliebt habe, mich damit zum Besten zu haben. So zum Beyspiel verlangst du

für den Unterricht gute Lehrbücher, was recht vernünftig ist; und gleich darauf fällt dir ein, man könne die Lehrbücher für den historischen Unterricht aus den Compendien A, B, C, D. E, F etc. zusammenschreiben. Da ich weiß, daß du seit deiner Vermählung bis auf die letzten Monate nur den Haus- und Wirthschaftskalender, und in den letzten Monaten nur Tageblätter und Flugschriften gelesen: so muß ich glauben, daß du das Dutzend Bücher, aus denen du das Lehrbuch zusammengeschrieben wissen willst, aus Intelligenzblättern auf's Gerathewohl aufgegriffen. Sublim finde ich deinen Vorschlag, den historischen Unterricht mit der Geschichte von Californien anzufangen: da die ganze frühere Geschichte gelegenheitlich sehr zweckmäßig nachgeholt werden kann. Bey der für den ersten historischen Unterricht so vortrefflichen ethnographischen Methode ist es ohnedieß ganz gleichgültig, mit welchem Volke man anfängt; besonders wenn man mit dem Einschachteln gehörig umzuspringen weiß.

Da ich, wie gesagt, nicht auf alle deine Vorschläge eingehen kann, so will ich mich, um dein Schreiben zu beantworten, auf eine einzige von deinen Bemerkungen beschränken.

»Wenn die öffentliche Erziehung,« schreibst du, »ein Gegengewicht gegen die Verkehrtheiten der Zeit abgeben soll: so wird sie in allen ihren Theilen auf diesen Zweck berechnet seyn müssen.« Sehr wahr, mein werther Simplicius; denn jeder Zweck wird nur dann erreicht, wenn alle dazu erforderlichen Mittel im Einklang zusammenwirken. Wenn daher die öffentliche Erziehung dem sinnlichen Materialismus und der sinnlichen Flachheit der Gegenwart entgegentreten, und den Fortschritten des Einen, wie der Anderen in der Zukunft einen Damm setzen soll: so wird in ihr Alles mit strenger Folgerichtigkeit darauf berechnet seyn müssen, den jugendlichen Gemüthern das einzupflanzen, was allein sie vor der Ansteckung von den Fehlern ihrer Zeit bewahren kann; den sittlichen Ernst, meine ich; strenge Liebe für Wahrheit und Recht; und Humanität, als die Quelle aller socialen Tugenden. Gewiß, mein preiswürdiger Simplicius, wirst du das nicht so gänzlich mißverstehen, als ob ich die ganze Jugendbildung in einen fortwährenden Cursus der Moral verwandelt wünschte. Wie es aber kein Lebensverhältniß gibt, das nicht eine bestimmte Beziehung zu der sittlichen Bestimmung des Menschen hätte, und wie diese Beziehung sich

für Jeden in der einfachen Ansicht desselben klar und entschieden herausstellt, der seinen Sinn dafür geschärft hat, sie aufzufassen, ohne daß er durch eine moralische Meditation sich den Weg dazu bahnen müßte: eben so gibt es auch in der Erziehung ein Verfahren, die Moral ohne langweilige Deductionen zu lehren, und den jugendlichen Geist zu gewöhnen, die Dinge überall zunächst aus dem sittlichen Gesichtspunkte zu betrachten. Ein Lehrbuch der Geschichte in diesem Sinne geschrieben, würde nicht zu theuer bezahlt seyn, wenn man es mit Gold aufwägen wollte: während ein anderes, das an jedes Factum eine moralische Reflexion knüpfte, eben so unzweckmäßig als abgeschmackt seyn würde.

Und weil, wie du selbst angedeutet hast, mein theurer, nie genug zu preisender Simplicius, weil, wenn die öffentliche Erziehung den Fehlern der Zeit mit entschiedenem Erfolg entgegenwirken soll, sie in allen ihren Theilen auf einen solchen Erfolg berechnet seyn muß; so muß sie den jugendlichen Gemüthern nicht bloß jene Tugenden einzupflanzen suchen, deren die Gegenwart am meisten bedarf, und die Zukunft noch dringender bedürfen wird: sondern, neben der Liebe zu diesen Tugenden, auch den Abscheu gegen die ihnen entgegen-

stehenden Fehler; gegen alle Unredlichkeit, Arglist, Selbstsucht und Genußgier; und gegen alles Gemeine, Niedrige und Schlechte. Sehr wahr ist es, was einer unsrer besten Schriftsteller sagt: Es ist genug, daß man die Tugend kenne, um sie zu lieben; um sie aber recht innig zu lieben, muß man auch das Laster hassen.

Eine zweyte Bemerkung, mein Freund, über die ich vollkommen mit dir einverstanden bin, ist diese, daß die Erziehung, um ihre Zwecke zu erreichen, die Bildung der Phantasie nicht außer Berechnung stellen dürfe. »Doch das thue sie ohnedieß nicht,« setzest du gleich darauf dich selbst verbessernd hinzu; und wie ich mir diese Figur da auch immer besehe: so kommt es mir immer auf's neue so vor, als wollest du mich damit nur zum Besten haben. Denn um die Phantasie der Jugend zu bilden, und sie für das Schöne, Edle und Große zu erwärmen; sie dadurch, und dadurch am sichersten, vor jeder Verirrung zum Gemeinen, Niedrigen und Unsittlichen zu bewahren, bedarf es wohl etwas mehr, als man bisher gethan hat; so daß es fast scheinen könnte, als habe man noch sehr wenig begriffen, wie viel von dieser Seite zu thun, und wie viel, wenn man, was gethan wer-

den soll, auf die rechte Art thue, damit auszurichten sey. Ich gestehe es dir, mein höchst ehrenwerther Simplicius, mit aller mir inwohnenden pflichtschuldigen Bescheidenheit, daß ich zum Beyspiel nichts Phantasie- und nichts Farbloseres kenne, als die Lehrbücher, deren man sich in mehreren deutschen Ländern beym Unterricht in der Geschichte zu bedienen pflegt. Und doch ist dieses einer von den Gegenständen, die am meisten geeignet sind, die jugendliche Phantasie zu bilden. Ich will nicht hoffen, daß du mich wegen dieser Behauptung, und um dich mir als einen recht gründlichen Historiker zu documentiren, absichtlich mißverstehen werdest, als ob ich statt einer Geschichte, eine Art von historischen Roman in die Hände der jungen Leute gebracht zu sehen wünschte. Konntest du dir wohl absichtlich den Schein geben, mich mißzuverstehen, ohne den Schein der Albernheit auf dich zu laden, die nicht wüßte, daß die Lebhaftigkeit des Colorits die Richtigkeit der Zeichnung keineswegs ausschließe, und daß es eine lebendige, kräftige und ansprechende Darstellung der Geschichte ohne poetische Pinseley gebe. Zusammenschreiben aus zehn andern Büchern ließe ein solches Lehrbuch sich freylich nicht; und Dide-

rot's Behauptung, man müsse in einer Wissenschaft Meister seyn, um die Anfangsgründe gut zu lehren, findet wohl auch hier seine Anwendung.

Am meisten läßt sich auf die Phantasie der Jugend unstreitig bey der Lesung der alten Dichter wirken. Hier nun sehe ich recht offenbar, wie du es mit deiner Figura Correctionis gemeint hattest. Weil man die alten Dichter in allen Schulen liest: so ꝛc. Und doch weißt du eben so gut, wie ich selbst, daß es eben so gut eine abgeschmackte Art die alten Schriftsteller in schlechtem Latein zu commentiren gibt, als eine den Geist und die Phantasie ansprechende. Ohne Kenntniß der Mythologie lassen sich die alten Dichter nicht lesen: und nun, mein ehrenwerther Simplicius, gestehe es nur geradezu, daß du mich mit deinem: »doch, das thut sie ohnedieß nicht,« zum Besten haben wolltest. Denn eine dürftige Kenntniß der Mythologie läßt sich wohl auf einigen Blättern geben: ein bedeutender Gewinn für die Bildung der Phantasie läßt sich nur von einer geistvollen poetischen Behandlung der Mythen im Zusammenhange erwarten.

Übrigens läßt sich, was über die Bildung der Phantasie im Einzelnen zu sagen wäre, eben so

gut, als mit zehntausend Worten, mit den zwey Worten sagen, mit welchen **Voltaire** einst etwas unartig einen schlechten Dichter zurecht wies: »Dummkopf, gib ein lebendiges Bild, statt eines dürren Begriffes!«

Eilfter Brief.

Auch wenn du mir nicht als einer der gemüthlichsten Menschen bekannt wärest, mein trefflicher Simplicius: so hätte ich dennoch mit Zuversicht erwarten müssen, du würdest bey deinen frommen Wünschen für die Erziehung der gegenwärtig, wie jeder künftig nachwachsenden Generation, das Gemüth nicht außer Berechnung lassen. Wie hättest du das auch gedurft. Denn wenn die Zeit mit einer immer offenbarer sich aussprechenden Entschiedenheit den äußeren Interessen des Lebens sich zuwendet; wenn Geld und Genuß immer allgemeiner zur Losung des Tages werden, und die Gierde nach Erwerb und Genuß überall die Eigensucht in volle Ähren schießen läßt, und überall wie ein giftiger Mehlthau die edelsten Blüthen der Humanität und des Mitgefühls wegzehrt: wie hättest du es, bey der Überzeugung, daß dem Übel nur durch die Erziehung zu begegnen sey, da auch übersehen können, daß diese ganz vorzüglich ihr Bestreben

darauf richten müsse, die Knospen des Gefühls, die im jugendlichen Gemüth so leicht, so reichlich und so gesund hervorquellen, sorgfältig zu pflegen, und vor Verderbniß zu schützen.

Bey der großen Belesenheit, welche du erlangt hast, seit du dich mit einem Male in die Literatur geworfen, oder vielmehr in sie hineingefallen bist, ist es dir gewiß nicht entgangen, daß es in Betreff des Gemüthes und der Gemüthlichkeit sehr widersprechende Ansichten gibt. Denn während das Gemüth dem Einen die edelste Blüthe der Menschlichkeit zu seyn scheint, wissen Andere, wie sie sagen, mit diesem Worte durchaus keinen Begriff zu verbinden; sie bekommen Krämpfe, wenn sie das Wort: Herz, hören, und wissen dabey an nichts weiter zu denken, als an einen pulsirenden Blutbeutel. Auch läßt sich nicht läugnen, daß die Gemüthlichkeit sich in sehr verschiedenartigen, und oft sehr sonderbaren Formen darstellt. So zum Beyspiel bey dir selbst, mein ehrenwerther, gemüthreicher Simplicius. Wie oft sah ich nicht den Thau der allergemüthlichsten Rührung in deinen Augen glänzen, wenn du dein Herz an einer Flasche des edelsten Weidlingers erlabt, und es für die Rührung gehörig durchgefeuchtet hattest;

oder wenn, nach langer Ebbe, in deiner Casse sich plötzlich ein unerwarteter Geldzufluß einstellte. Wie aufgebracht warst du nicht gegen deinen verehrlichen Schwiegervater, und wie oft nanntest du ihn nicht eine Judenseele und einen alten Pfennigfuchser, weil er, ohne Sinn für die Unzahl deiner trefflichen Eigenschaften, und für den Reichthum deines Gemüthes, bloß der Armuth deines Beutels wegen, deine Bewerbung um seine runde Tochter und seine runden Ducaten schnöde zurückwies: und dennoch! wie ganz milde und gemüthlich stimmte sich nicht dein Herz gegen ihn, und wie oft versichertest du uns nicht, daß der Mann gar nicht so übel sey, und keine so arge Wuchererseele, wie du geglaubt hattest, als er endlich dahin gebracht war, dir seine Tochter und seinen Geldsack an das liebeklopfende Herz zu legen. Dabey zeigte sich jedoch deine Gemüthlichkeit noch auf andere Weise. Denn als einen wackeren, treuherzigen, gutmüthigen Gesellen hast du dich bewährt so lange ich dich kenne; deinen Freunden mit redlicher Treue ergeben, sie aufrichtig liebend, und immer bereit Alles für ihre Liebe hinzugeben; immer bereit, nicht nur deinen Freunden, sondern Jedem zu rathen und zu helfen, und an Jedes Glück und Un-

glück Theil zu nehmen, wo sich immer eine Veranlassung dazu fand; und nie glücklicher und begnügter, als wenn sich dir eine solche geboten hatte.

Du siehst, mein Guter, hier zeigt sich die Gemüthlichkeit unter sehr verschiedenen Formen, die sich an Werth so ungleich sind, wie eine Blumenvase und ein Küchentopf. Es wird also zunächst darauf ankommen, die ächte Gemüthlichkeit von der unächten zu scheiden, was nur mittelst eines bestimmten Begriffes von der ersteren möglich ist. Dieser Begriff selbst ist nun nicht ganz leicht festzustellen. Am richtigsten lassen Gemüth (in dem Sinne, wie es hier gebraucht wird) und Gemüthlichkeit sich vielleicht als eine Hinneigung zu wohlwollenden Empfindungen und als ein Befriedigtseyn in solchen Empfindungen bezeichnen, verbunden mit dem Bewußtseyn ihrer Gründe, und richtiger Schätzung ihres sittlichen Werthes. Ich glaube nicht, daß nach dieser Bestimmung auch der nüchternste Verstand gegen das Gemüth und die Gemüthlichkeit etwas einzuwenden haben könne; noch daß es schwer seyn könne, zufolge derselben die ächte Gemüthlichkeit von der unächten zu unterscheiden. Jene läuft auf ein bloßes sinnliches Behagen hin-

aus; bey dieser hat das wohlwollende Gefühl, und das Befriedigtseyn durch dieses Gefühl, eine feste Unterlage in der sittlichen Erkenntniß.

Die erste Bildung des Gemüthes fällt der Natur und den Müttern anheim. Mit den ersten Gefühlen der Lust und des Schmerzes entwickelt die Natur zugleich die ersten sympathetischen Empfindungen. Der mütterlichen Liebe ist es anvertraut, diese zu pflegen, und unter ihrer Pflege gedeihen sie am besten. Hättest du deine Lectüre nicht durch zwey oder drey und zwanzig Jahre ausschließend auf den Haus- und Wirthschaftskalender beschränkt, ehrenwerther Simplicius, und zum Beyspiele etwas Biographie getrieben: so würde es dir gewiß nicht entgangen seyn, daß fast alle, oder doch die meisten durch Talent und Charakter ausgezeichneten Menschen gemüthreiche Mütter gehabt haben. Ich schreibe dir dieses darum, um deine sanguinischen Erwartungen, die Verkehrtheit der Zeit durch die öffentliche Erziehung gebessert und gehemmt zu sehen, ein wenig herabzuspannen. Wir stehen hier eben wieder bey dem fatalen Hysteron proteron. Wenn die Mütter selbst großentheils die gemüthlose Flachheit der Zeit theilen, und keine andere Bildung kennen, als die, welche diese schätzt und fordert:

wie sollen sie das Gemüth ihrer Kinder bilden. Der bekannte Vers von Michaelis:

— — — — Der Vater schlecht erzogen,
Erzog noch schlechter uns; schon sind wir über ihn;
Was soll erst unser Kind und unser Enkel ziehn?

gilt zuverläßig von den Müttern noch weit mehr, als von den Vätern.

In der öffentlichen Erziehung ist es vorzüglich der früheste Unterricht, dem die Bildung des Gemüthes zufällt. Allein auch bey diesem darf sie nicht auf die bloße Erregung von Gefühlen berechnet werden. Was immer im Menschen dem Gefühl allein anvertraut wird, ermangelt einer festen, zuverläßigen Grundlage. In diesem weichen, schwanken Boden schlägt Alles leicht, nichts tief Wurzel. Auch die sympathetischen Regungen des Gemüthes müssen früh im Erkennen wurzeln, wenn sie zu festen, gesunden Stämmen erwachsen sollen. Wenn es allerdings erst die Aufgabe einer späteren Periode seyn kann, die sittlichen Gründe der wohlwollenden Empfindungen nach ihrem ganzen Umfange im Verstande zu entwickeln: so gibt es doch einen Grad von Klarheit in ihrer Darlegung, der sie auch dem minder gereiften Denkvermögen nahe bringen kann. Am besten und zweckmäßigsten kann dieses beym

Religionsunterrichte geschehen; weil eben in den Lehren der Religion die Gründe aller Empfindungen der Liebe und des Wohlwollens gegen Andere am einfachsten, wie am eindringlichsten, ausgesprochen sind.

Überhaupt, mein Freund, möchte ich dir gerathen haben, wenn deine philantropische Hoffnung, durch die öffentliche Erziehung den Gebrechen der Zeit entgegen zu wirken, nicht schmählich zu Schanden werden soll, kein anderes Erforderniß schärfer ins Auge zu fassen, als das der höchsten Klarheit und Bestimmtheit in Entwicklung der Begriffe. Du wirst vielleicht — gewiß, dürfte ich vielmehr sagen — der Meinung seyn, das verstehe sich von selbst; das müsse von jedem Unterricht gefordert werden, und sey immer gefordert worden: aber erlaube mir immerhin, Simplici simplicissime, mit aller Bescheidenheit und mit allem Respect, den ich für dich zusammenbringen kann, dir zu bemerken, daß ein Unterschied ist zwischen dem, eine Forderung im Allgemeinen stellen, und sie an die Spitze aller anderen Forderungen stellen, sie zur Seele des ganzen Unterrichts zu machen, und das Kleinste wie das Größte mit strenger Folgerichtigkeit darauf zurückzuführen. Und auch das erlaube

mir dir zu bemerken, daß nur dann, wenn Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe in dieser Potenz den ganzen Unterricht von seinem ersten Anfang bis zu seinem letzten Ziel durchdringen, daß nur dann zu erwarten ist, daß das Streben nach Klarheit und scharfer Bestimmtheit der Begriffe bey denjenigen, welche den Unterricht empfangen, habituell werden könne. Willst du mir nun vielleicht zugestehen, daß es ohne ein habituell gewordnes Streben nach Klarheit und scharfer Bestimmtheit der Begriffe keine Geradheit des Geistes, keine Sicherheit im Denken, keine Selbstständigkeit des Charakters und keine feste Willenskraft gebe: so wirst du auch zugeben, daß jene Forderung für die Erziehung an die Spitze aller übrigen Forderungen gestellt werden müsse, wenn diese dem Bedürfniß der Zeit entsprechen soll.

Zwölfter Brief.

Wie ist es möglich, theuerster Simplicius, daß du auch nur einen Augenblick zweifeln kannst, ob ich deine Freude und deinen Schmerz mit dir theilen werde: da du weißt, wie sehr ich dich verehre, und wie sehr ich dich immer geliebt habe. Auch theile ich nicht nur deine Freude und deinen Schmerz; ich habe dir für den letzteren auch die befriedigendsten Trostgründe zu bieten.

Gewiß, du hast zur ersteren die gegründetste Ursache. Dein ältester Sohn ist nach vollendeten philosophischen Studien auf einige Wochen in das väterliche Haus zurückgekehrt. »Er ist ein recht wackrer Junge,« schreibst du, »und hat tüchtig studirt.« Das nimmt mich nicht Wunder, mein wackerer Simplicius. Er geräth dem Vater nach, der auch tüchtig studirt hat.

Fortes generantur fortibus!

Du kannst dir das von deinem Sohne übersetzen lassen.

Nun aber kommt hintenher der lahme Bothe. »Bey dem Allem,« schreibst du, »wird mir mit dem Jungen bange. Latein und Griechisch hat er gelernt; aber was soll ihm das? Ich bin unschlüssig, ob ich einen von meinen kleineren Jungen noch hinter die Bücher setzen soll.«

Wie du nun ein speculativer Kopf bist, fassest du die Sache sogleich aus einem allgemeinen Gesichtspunkte. »Ich weiß nicht,« schreibst du, »ob es nicht besser wäre, die alten Sprachen, und das ganze Alterthum, als Grundlage der Jugendbildung, in den Plunder zu werfen, und die Jugend dafür Dinge zu lehren, die sie brauchen könnte.«

Dein Zweifel klingt plausibel genug, mein ehrenwerther Simplicius. Der Mensch soll in der Gegenwart wirken, und somit muß er für die Gegenwart gebildet werden. Die Gegenwart bedarf aber weder des Lateinischen noch des Griechischen. Sie bedarf Geld; und darum bedarf sie solcher Kenntnisse, durch deren Anwendung sich Geld erwerben läßt. In dieser Beziehung spielt nun ein junger Mensch, wie dein Sohn erzogen, eine sehr klägliche Rolle. Er ist weder bey Erbauung einer Eisenbahn, noch eines Dampfschiffes, weder eines Canals, noch einer Commerzialstraße

zu brauchen. Seine Unwissenheit geht sogar noch weiter. Er knöpft täglich seine Weste zu, und weiß nicht, wie ein Knopf verfertigt wird; er zieht einen blauen Frack an, und weiß weder etwas von der Verfertigung, noch von den verschiedenen Sorten des Indigo, noch hat er einen deutlichen Begriff von den verschiedenen Zweigen der Färberey; er liest und schreibt beym Kerzenlichte, und versteht nicht das geringste vom Lichtziehen; was ihm doch offenbar höchst ersprießlich wäre: weßwegen man auch eine besondere Anleitung dazu noch vor einigen Decennien auf einem deutschen Gymnasium unter die obligaten Lehrgegenstände aufgenommen hatte.

Eine solche Unwissenheit ist allerdings beklagenswerth. Inzwischen tröste dich, wackerer Simplicius; es ist alle Hoffnung vorhanden, daß es anders und besser werde. Die practischen Wissenschaften gewinnen mit jedem Tage mehr Raum, und immer häufiger spricht man es aus, daß man auch in den Gelehrtenschulen ihnen mehr Raum geben, die ihnen gebührende Ehre nicht versagen, und überhaupt das classische Alterthum, als Grundlage der Jugendbildung, gegen eine den Bedürfnissen der Zeit und den Fortschritten der Civilisation ent-

sprechendere vertauschen solle; gar nicht zu reden von so vielen andern wackeren Leuten, denen jenes aus besonderen Gründen, ein Dorn im Auge ist.

Ich hätte hier eine vortreffliche Gelegenheit, werther Simplicius, in wohlgesetzten Perioden, verbrämt mit wohlaufgekräuselten Floskeln, die Gründe und Ansichten der Gegner, wie der Vertheidiger des Humanismus vor dir zu entwickeln, und weiß, daß du vermöge deiner preiswürdigen Liebe zur Unparteylichkeit beyden Parteyen, oder vielleicht derjenigen Recht geben würdest, welche zuletzt das Wort führte. Allein ich darf annehmen, daß alle diese Ansichten dir hinreichend bekannt sind. Auch ist ja die Forderung, daß der Jugendbildung eine durchaus practische Richtung gegeben werde, keine neue, und erst mit unsrer Zeit entstandene. Der Philantropismus hat im verflossenen Jahrhundert den Mund weit genug aufgethan, um sie laut und ungestüm auszusprechen. Was er genützt hat, und wie wohlthätig er auf den Humanismus selbst zurückgewirkt hat, läßt sich nicht läugnen. Daß er ihn in seiner seichten Einseitigkeit bisher nicht zu verdrängen vermochte, lag eben in dieser Einseitigkeit; daß aber Diejenigen, welche ihn heut zu Tage zu verdrängen wünschen, heut zu Tage,

oder in der nächsten Folgezeit, in ihren Bemühungen nicht vielleicht glücklicher seyn werden, halte ich keineswegs für ganz sicher und ausgemacht. Die gegenwärtige Zeit ist ihnen weit günstiger, als es eine frühere war; und da sie es an der nöthigen Arroganz nicht fehlen lassen, und die gegenwärtige Zeit auch dieser weit günstiger ist, als jene frühere, so dürfen sie mit einiger Zuversicht auf die gewünschten Erfolge rechnen. Überdieß, mein höchst preiswürdiger Simplicius, glaube nur ja nicht, daß, wenn ich auch erst vor wenig Augenblicken deine Liebe zur Unparteylichkeit nach Maß und Gebühr gepriesen habe, daß du darum der einzige unparteyische Beurtheiler der Sache seyest. Rechne immerhin darauf, daß es auch unter den berufenen Vertheidigern des Humanismus nie an Leuten fehlen werde, die in gleichem Grade, und auf die gleiche Weise unparteyisch zu seyn wissen werden, wie du; und die in ihrer hohen Weisheit erwägen werden, daß man dem Geist der Zeit in etwas nachgeben, und daß man ihm etwas zu Gefallen thun, und daß man ihm nicht allzu schroff widerstreben, und daß man sich ihm conformiren müsse; und die ihre besonderen, ganz eigenen, sie selbst betreffenden Gründe haben werden —

»Und Brutus ist ein ehrenwerther Mann!« — dem Geist der Zeit in etwas nachzugeben, und ihm, und sich selbst, etwas zu Gefallen zu thun; und ihm, oder ihren hochpreislichen Gönnern, oder ihrer Beförderung, oder ihren sonstigen Aussichten, nicht allzu schroff zu widerstreben, und sich ihnen zu conformiren. Sey ja überzeugt, mein unpartheyischer Simplicius, daß, wo es immer gilt, das Rechte festen Sinnes zu vertheidigen, es nie an Leuten fehlen werde, die aus Flachheit oder Schlechtigkeit die Hälfte davon, und mit der Hälfte das Ganze preisgeben werden.

Das Rechte?! Ist denn das auch wirklich das Rechte, was uns Beyden als dieses erscheint. Laß mich meine bangen Zweifel darüber mit dem Pathos einer Komödie, die ich einst in einer Dorfschenke gesehen habe, in deinen freundschaftlichen Busen ausschütten:

»Practisch! es ist ein großes Wort!«

und:

»Geld! es ist ein großes Wort!«

und:

»Sich für die Welt bilden, und in der Welt gelten; es ist ein großes Wort!«

und:

»Mit der Welt zum ** gehen; es ist ein großes Wort!« —

Und wenn ich mich nun diesen großen Worten mit dem ehrlichsten, unbedingtesten Vertrauen hingeben möchte: so fallen mir dann plötzlich wieder einige Dinge ein, die mich darin so ganz irre machen, daß ich mich durchaus nicht zurecht zu finden weiß. Dann fällt mir ein, es könne keine andere richtige Grundlage der Bildung geben, als jene, welche die Anlagen des Menschen zu allen jenen Vorzügen, die wir unter dem Ausdruck Humanität begreifen, harmonisch entwickle, und ihn seiner sittlichen Bestimmung zulenke, und ich frage mich dann, worauf wohl unter dieser Voraussetzung die Jugendbildung neben der Religion besser basirt werden könne, als auf das classische Alterthum, in welchem alles Menschliche am reinsten und entschiedensten ausgeprägt ist. Daß es für die Naturgeschichte und die Naturlehre eine Behandlung gebe, bey welcher ihre Beziehung zur sittlichen Bildung sich herausstellt, ist freylich klar: allein bey einer solchen Behandlung gehören beyde für eine spätere Bildungsperiode; und ich kann weder einsehen, daß es ein großes Unglück wäre, sie auf diese hinauszusetzen, noch was die nackte Aufzählung von

einigen Dutzend Pflanzen und Thieren, und die halb begriffene Erklärung einiger physikalischer Phänomene dem Knaben viel Nutzen schaffen könne. Noch schlimmer geht es mir mit der Technologie; obwohl es eine schöne Sache ist, die Vortheile beym Lichterziehen zu kennen; und zu wissen, auf welche Weise der Hut gefärbt worden ist, den man auf den Kopf setzt.

In noch größerer Verlegenheit sehe ich mich, wenn ich erwäge, daß nach dem Bedürfniß der Zeit die Jugend vor Allem an regelmäßiges, scharfes Denken gewöhnt werden müsse. Wie viel die Mathematik für diesen Zweck leiste, weiß ich, und Jedermann. Warum aber trägt man darauf an, den mathematischen Studien eine unverhältnißmäßige Ausdehnung zu geben, und die philologischen gegen sie zurückzustellen? Ist die Folgerichtigkeit der Sprachlogik eine minder strenge, als die eines mathematischen Beweises? ist es schwerer, den Kopf durch jene, als durch diese, zum folgerichtigen Denken zu gewöhnen? und behauptet jenes nicht den unbestreitbaren Vorzug, neben der formellen Bildung zugleich die materielle zu fördern.

Zwar wollen sie das Sprachstudium nicht verdrängen. Sie wollen die neueren Sprachen be-

trieben wissen, deren Unentbehrlichkeit für den Gelehrten, wie für jeden Gebildeten, zu läugnen niemand einfallen wird. Und nicht bloß betrieben wollen sie dieselben wissen: sie hecken auch jede Woche neue Methoden aus, sie zu lehren und zu lernen. Höchst sinnreiche; so sinnreich, daß ein mit Gedächtniß und einer fertigen Zunge begabter Papagey in der kürzesten Zeit jede Sprache lernen könnte. Sie begreifen nicht, wozu die alten Sprachen gut seyn sollen; und das ließe sich allenfalls begreifen. Dennoch; gäbe es auch eine neuere Sprache, die ihrem Bau nach gleich geeignet wäre, die Entwicklung der Denkkraft daran zu üben, wie die römische und griechische: so würde doch aus einem andern Grunde keine zu diesem Zwecke gleich gut geeignet seyn. Immer wird die todte Sprache hier einen Vorzug haben, weil sie als solche, von den uns allzu geläufigen Formen unsrer Muttersprache, und jeder neueren Sprache abweichend, schwerer zu erlernen ist, als diese, und daher eben sowohl eine strengere Aufmerksamkeit fordert, als mehr Veranlassung darbietet, die Denkkraft daran zu üben.

Du siehst leicht ein, mein höchst vortrefflicher Simplicius, wie ich bey meiner großen Ehr-

furcht für das große Wort: Practisch, und bey meiner tiefen Verehrung für Diejenigen, welche den Bildungsanstalten für die Jugend durchaus eine practische Richtung geben wollen, mit diesen Ansichten ins Gedränge komme. Gar so verzweifelt scheint mir die Sache inzwischen, für die nächste Folgezeit, noch nicht zu seyn. Denn in dieser wird wenigstens die Mehrzahl der Männer, deren Pflicht es ist, die Jugendbildung zu überwachen, das Princip derselben, dem jedes europäische Land seine ausgezeichnetsten Staatsmänner und Gelehrten verdankt, für jene Anstalten, aus welchen Staatsmänner und Gelehrte hervorgehen sollen, mit festem Widerstand — und dessen wird es bedürfen, gegen die Angriffe des Unverstandes und der oberflächlichen Seichtigkeit zu vertheidigen wissen. Dir aber, mein Guter, wird es ja freystehen, deine jüngeren Söhne und respectiven Enkel entweder auf diese Weise erziehen, oder sie nach deinem Belieben zu tüchtigen Handschuhmachern und Seifensiedern heranbilden zu lassen.

Dreyzehnter Brief.

Ein spanisches Sprichwort sagt: wenn der arme Bauer zu einem Esel kommt, so weiß er ihm nicht genug aufzuladen. So scheint es nun gerade auch mit dir zu gehen, mein trefflicher Simplicius. Wie reichlich dich der Himmel sonst auch mit allen möglichen Vorzügen, und überdieß noch mit Äckern, Wiesen, Waldungen und Sägemühlen ausgestattet hat, deine kleine runde Frau und ihre Erbschafts-ansprüche nicht zu vergessen: so kann ich dich in andrer Hinsicht doch füglich einem armen Bauer vergleichen. Denn nachdem du dich zwey oder drey und zwanzig Jahre mit dem bloßen Haus- und Wirthschaftskalender beholfen, bist du plötzlich zu einer umfassenden Kenntniß der Literatur gelangt. Kein Wunder also ist es, daß du dieser Alles zumuthest, und ihr nicht genug aufladen zu können glaubst. Ohnedieß war es, so viel mir erinnerlich, auch schon in früherer Zeit deine Weise, wenn du irgend eine Idee aufgegriffen, und recht ernstlich

in Affection genommen hattest, so viele Gewichte daran zu hängen, als dir nur immer unter die Hände kamen. Dabey fällt es mir jedoch auch nicht von ferne her ein, dir ein solches Verfahren zum Vorwurf zu machen: denn auch eine weit geringere Kenntniß der Literatur, als die deinige, ist hinreichend gewesen, mich zu belehren, daß sowohl in dieser, als in der Verwaltung und Führung aller irdischen Dinge, nichts gewöhnlicher sey, als Zentnerlasten an einen Strohhalm zu hängen, oder zu glauben, daß man sie mit einem solchen beliebig in Bewegung setzen könne.

Ohne inzwischen solche Vergleichungen in Betreff der Literatur weiter, als billig ist, zu treiben, möchte ich dennoch behaupten, ehrenwerther Simplicius, daß von dieser Seite her keine Abhülfe der Gebrechen der Zeit, und wenigstens keine große und entscheidende Einwirkung in diesem Sinne zu erwarten sey. Und dennoch, glaub' es mir trotz dieser Behauptung, gehöre ich nicht zu Denjenigen, welche von der Literatur unsrer Zeit gering denken; und noch weniger zu Denjenigen, welche keine Gelegenheit vorüber lassen, der Letzteren ganz in's Unbestimmte hinein den Vorwurf der Flachheit zu machen. Im Gegentheil halte ich das für einen ziem-

lich zuverläßigen Beweis von Flachheit bey Demjenigen, der diesen Vorwurf so in's Allgemeine hin ausspricht. Trifft der Vorwurf, flach zu seyn, oder vielmehr der Verflachung entgegen zu gehen, unsre Zeit gleich allerdings mit vollem Rechte: so trifft er sie doch nicht als ein unbedingter. Denn vielleicht war seit der Wiederherstellung der Wissenschaften nie eine solche Masse geistiger Kräfte im Spiele; nie sonst zeigte sich das Spiel dieser Kräfte als ein so vielseitiges, und das Streben, in die Tiefen jeder Wissenschaft einzudringen, als ein so ernstlich gemeintes und beharrliches. Wenn demnach, wie ich bemerkt habe, unsre Zeit dennoch der Verflachung entgegen geht: so ist es gewiß nicht aus dem Grunde, als daß sie in ihrem Vermögen und ihrem Streben an sich selbst geistig gehaltlos wäre: sondern weil ihre Kraft und Thätigkeit sich in den divergirendsten Richtungen zersplittert; weil sie sich in der Anwendung derselben überschlägt, und weil sie darum durch diese keine entschiedne und vorhaltende Rückwirkung auf das Leben hervorbringen kann.

Und wie wäre eine solche Rückwirkung der Literatur auf das Leben nur zu hoffen, oder wie könnte sie nur Statt finden. Soll sie Statt finden:

so bedarf es dazu bey Denjenigen, welche sie hervorbringen sollen, eines einträchtigen Zusammenwirkens, und darum der ruhigsten Klarheit hinsichtlich des Zweckes, wie der Mittel; bey Denen aber, die empfangen sollen, jener Ruhe und Unbefangenheit des Geistes, die da willig und geschickt macht, zu empfangen, und ohne welche keine geistige Einwirkung eine vorhaltende seyn kann.

Nun aber wird dir, so weit der historische Überblick hier reicht, niemand, nicht bloß keine Wissenschaft, sondern auch keine einzelnen wesentlichen Theile einer solchen nennen können, in welcher die Ansichten über Wesen und Behandlungsart nicht in den entgegengesetztesten Richtungen aus einander gingen, und die schroffsten Gegensätze sich nicht in feindseligem Widerspruch befehdeten. Daß immer ein neues System das ältere erwürgt, ist freylich immer so gewesen; allein wenn sonst Jahrhunderte, oder Jahrzehende neue Systeme an's Licht brachten: so schießen sie jetzt über Nacht empor; jedes darauf berechnet, seine Vorgänger unbedingt zu vernichten, und am nächsten Tag schon selbst wieder der Vergessenheit preisgegeben. Was überdieß bey so rascher Reibung, bey solcher Hast und so heftigem Gedränge an gediegnen Ergebnissen

in den strengen Wissenschaften gewonnen wird: das gehört, theils wegen der Natur dieser Wissenschaften, theils weil es, als ein Vereinzeltes, nur von den Kundigen mit Mühe gesammelt und benützt werden kann, nur einem kleinen Kreise an, und kann darum weder unmittelbar, noch bedeutend, auf das Leben zurückwirken.

Der Mangel an Einklang und Zusammenwirken bey den Gebenden, wäre für sich allein schon hinreichend in der Literatur die Verworrenheit der Empfangenden zu erklären. Denn was ist dem Publicum, und namentlich dem deutschen Publicum, seit der Regeneration unsrer Literatur nicht Alles geboten worden, und wie oft hat unsre Literatur seit der letzteren Hälfte des verflossenen Jahrhunderts, und wie oft im gegenwärtigen nicht schon ihre Gestalt gewechselt! da der Deutsche jeden Einfall zum System ausprägt, und das neu ausgeprägte ihm eine Zeit lang immer für das einzig wahre gilt. In der That, das deutsche Volk bedurfte eines so tüchtigen Fonds von kerngesundem Sinn, als ihm zu Theil geworden, wenn es durch alle die Experimente, welche seine Schriftsteller mit ihm gemacht haben, nicht darum kommen sollte.

Reichte aber diese Einwirkung gleich für sich allein schon hin, die Verworrenheit und den Mangel jener Geistesruhe bey den Gebenden, wie bey den Empfangenden zu erklären, ohne welche keine entscheidende Rückwirkung der Literatur auf das Leben denkbar ist: so sind einer solchen doch auch noch andere Umstände entgegen. Das Leben selbst ist durch die vielfachen Erschütterungen der Zeit, und durch die feindseligen Gegensätze, welche sich aus demselben entwickelt haben, zu vielfältig zerrissen, als daß jene Geistesruhe sich nicht immer mehr daraus hätte verlieren sollen. Die Aufgeregtheit ist eine allgemeine. Wie diese nun auf die Literatur zurückwirkt, so hindert sie auch ihren Einfluß auf das Leben. Überhaupt ist, einzelne, und nur sehr seltne Fälle ausgenommen, die Einwirkung des Lebens auf die Literatur immer eine mächtigere, als die der Literatur auf das Leben; ob es gleich nie an Leuten gefehlt hat, die, wie du selbst, mein preiswürdiger Simplicius, der Meinung waren, daß die Welt ausschließend durch bedrucktes Papier regiert werde.

Endlich, wenn in einer Zeit die äußern und materiellen Lebenszwecke ein entschiednes Übergewicht über die höheren und geistigen gewinnen,

und in Folge desselben der sittliche Ernst sich immer mehr herabspannt: so kann weder von einem höheren Werth, noch von einer wahren Werthschätzung, und mithin auch von keinem wohlthätigen Einfluß der Literatur weiter die Rede seyn. In einer solchen Zeit findet der Schriftsteller keinen Antrieb, sich über sie zu erheben: weil er keine Anerkennung findet; und erhebt der Einzelne aus eigner reicher Kraft sich über seine Zeit: so wird er von ihr nicht begriffen, oder wohl auch verhöhnt und mißhandelt.

Die mit minderer Schwungkraft Begabten, und nicht von dem Gott in ihrer Brust, sondern von Ehrgeiz, oder vielmehr von Eitelkeit und Geckerey Getriebenen, geben dann der Frivolität ihrer Zeit aus Schlaffheit oder mit Berechnung nach, und tragen das Ihrige redlich dazu bey, sie immer tiefer herabzuziehen: bis zuletzt Beyde sich gänzlich verflacht und die Kraft zu jedem höheren Aufschwung verloren haben. Daß dieses der Gang bey jeder Literatur gewesen, die bey der Zurücksetzung der höheren Interessen des Lebens in's Sinken gerieth, wird, weil ihn die Geschichte in jedem einzelnen Fall mit gleicher Bestimmtheit nachweist, nicht wohl widersprochen werden können.

So weit ist es nun allerdings noch nicht, mein ehrenwerther Simplicius; allein wir können, und zwar schon in einigen Decennien, auf diesen Weg kommen, auf dem es dann rasch abwärts geht. Noch ist allerdings der sittliche Ernst im Leben nicht erschlafft: aber er darf sich auch nicht mehr herabspannen, als ihn die Tendenzen der Zeit bereits herabgestimmt haben; noch herrscht unter den deutschen Schriftstellern ein reges Streben nach geistiger Erhebung, und noch sind es nur Wenige, die sich der Verkehrtheit der Zeit hingeben, oder verkaufen: aber es darf auch nicht schlimmer werden; noch ist das deutsche Publicum nur überreizt und übersättigt, nicht blasirt — das fürchterlichste Wort, welches ich kenne! —: aber der Überreizung folgt überall die Abspannung, und dieser die gänzliche Erschlaffung.

Wenn nun aus den angeführten Gründen eine große und entscheidende Rückwirkung der Literatur auf das Leben zwar keineswegs zu erwarten: so könnte von dieser Seite her nichts desto weniger doch Einiges, und sogar Vieles geschehen. Das erste Erforderniß dazu aber ist, daß Diejenigen, welche unter ihrer Nation das Wort nehmen, um sie zu belehren, das, was sie Andere lehren wollen,

zuerst in sich selbst zur vollen Klarheit reifen lassen; und daß sie zuerst sich selbst zu jener Höhe der Gesinnung erheben, zu welcher sie Andere erheben wollen. Das Zweyte dann wäre, daß die Besten zu einem gemeinschaftlichen Zusammenwirken sich verbänden: weil wenig durch Einzelne, und überall nur durch einträchtiges besonnenes Zusammenwirken Mehrerer zu einem und demselben Zwecke, ein bedeutender Erfolg erzielt werden mag.

Am ersprießlichsten und nöthigsten wäre ein solches Zusammenwirken der Besten zur Etablirung von zwey bis drey belletristischen, und eben so viel kritischen Journalen. Der positive und negative schlechte Einfluß; der Einfluß auf die materielle, und noch mehr auf die formelle Verbildung ist bey den schlechten, oder auch nur bey den gehaltlosen Blättern dieser Art gar nicht zu berechnen. Nun kann man, wie ich schon sonst einmal bemerkt habe, niemanden todtschlagen oder einsperren, weil er ein schlechtes Tageblatt redigirt, oder daran mitarbeitet. So bleibt denn nichts Anderes übrig, als das Bessere an die Stelle des Schlechteren zu setzen; das, wenn es durch die vereinten Bemühungen der Besten unverkennbar als ein solches sich ausspricht, das Schlechtere zu verdrängen vermag. Noch

besitzt das deutsche Publicum im Ganzen gesunden Sinn genug, um Zeit und Geld nicht an das Schlechtere wegzuwerfen, wenn ihm das Bessere geboten wird.

Das goldene Zeitalter unsrer Literatur, mein Freund, scheint für jeden Fall vorüber zu seyn, wie unbefangen und willig anerkennend man die neuesten Erscheinungen im Gebiete derselben auch immer beurtheilen mag. Wo auch nicht der Gehalt der Idee fehlt, fehlt doch die harmonische Vollendung der Form: weil Klarheit und Geistesruhe, ohne welche sich diese nicht erreichen läßt, der ganzen Zeit fehlen. Desto mehr aber käme es darauf an, zu nützen, was wir bereits besitzen. Und das könnte durch zwey Mittel gefördert werden. Einmal durch eine Gesammtausgabe der deutschen Classiker, die, nach den verschiedenen Gattungen in eben so viele Einzelnausgaben zerfallend, in jeder Gattung mit strengster Auswahl nur das Beste gäbe. Denn viel Vorzügliches aus dem verfloßnen, wie aus den Anfängen des gegenwärtigen Jahrhunderts, wird wenig mehr beachtet, und geräth immer mehr in Vergessenheit. Was das Interesse des Einzelnen oder der Speculationsgeist eines Buchhändlers an einzelnen Schriftstellern aus

einer früheren Zeit thut, kann, als vereinzelt, wenig wirken, und kaum in Rechnung gebracht werden. Auch was die neueste Zeit an Zuwachs gebracht hat, und die Folge noch bringen wird, fände hier eine erhaltende Stelle: da auch das Bessere von heute, durch das Neue, was der nächste Morgen bringt, verdrängt und darüber vergessen wird. Nur wollen wir uns eine solche Ausgabe nicht bey den Franzosen bestellen: wie geneigt auch ihre Liebe zur deutschen Literatur einer solchen Unternehmung sich bereits gezeigt hat. Doch ein so rühmlicher Eifer auf das deutsche Geld zu speculiren, und ihrem Unternehmungsgeist in Deutschland einen Spielraum zu verschaffen, gibt sich ja auch bey andern Nationen in anderen Beziehungen auf erfreuliche Weise kund. Immer aber wäre zu hoffen, daß sich in Deutschland selbst zwey oder drey Buchhandlungen von wohlbegründetem Credit fänden, die zu jenem Unternehmen sich verbindend, die nöthigen Fonds aufbrächten. Daß es mit Umsicht und verständiger Berechnung durchgeführt, einen sicheren Gewinn bringen würde, darf kaum in Zweifel gestellt werden. Auch könnte es, wenn eine allgemein accreditirte Handlung an die Spitze träte, durch Actien der gesammten deutschen Buchhändler in's Werk gesetzt werden.

Ein bloßer Abdruck der deutschen Classiker würde übrigens, wie zweckmäßig die Ausgabe auch eingerichtet seyn möchte, wenig nützen. Sie müßten, was bey Büchern überhaupt der Fall ist, möglichst gut benützt werden. Und dazu wäre allerdings die Hülfe der Kritik in Anspruch zu nehmen. Hat diese so oft die Hand im Spiele, und in's Spiel gemengt, um das Spiel zu verderben: so müßte sie hier die Hand bieten, um es zu verbessern. Hier wäre es endlich einmal zweckmäßig, die Franzosen in ihren Discours préliminaires, oder vielmehr ihre Sitte, bedeutenden Werken derley Einleitungen vorauszuschicken, nachzuahmen. Jedem einzelnen Werke müßte eine solche Einleitung vorausgesetzt werden deren Abfassung freylich nicht dem Nächsten Besten anvertraut werden dürfte. Dazu nun bedürfte es der Hülfe der Kritik. Aber, merk' es dir, querköpfiger S i m p l i c i u s, nicht jene Kritik meine ich, die lobhudelt, schmäht, lästert, mit Koth bewirft; heute darauf ausgeht, Andere beym Ohr zu zupfen, und morgen, wenn sie an den Unrechten kommt, selbst etwas unsanft bey'm Ohr gefaßt wird; auch nicht jene, die das Werk, das sie bespricht, als ein Nest betrachtet, in das sie ihr Ey legen, und in dem sie eine neue

Theorie ausbrüten kann, oder die an jedes Urtheil einen vollständigen Cursus der Ästhetik knüpft: sondern jene uns fast verloren gegangene Kritik, die das Charakteristische eines Werkes scharf und sicher zu erfassen weiß, und seine Schönheiten und Vorzüge, wie seine Mängel und Fehler mit voller Klarheit und Unbefangenheit entwickelt. Auch jene apotheosirende Kritik meine ich nicht, die vor einem einzelnen Schriftsteller hinkniet, und ganz in Bewunderung verschwimmt, und in Anbetung sich auflöst. Solche Abgötterey, die manchmal ziemlich nahe an Albernheit gränzt, ist auch bey dem gediegneren Geist immer Einseitigkeit: weil sich in keinem Schriftsteller, wie reich und vielseitig sein Genie auch gewesen sey, die ganze Summe geistiger Vorzüge und Tendenzen vereinigt und entfaltet findet; und weil wohl einzelne seiner Vorzüge, nie aber seine ganze Eigenthümlichkeit als unbedingte Norm für die Kunst, und nicht einmal für die Bildung seiner Zeit gelten kann. Mir scheint jene Bewunderung eines großen Geistes allein die wahre und seiner würdige zu seyn, welche dasjenige, worin er wirklich groß ist, klar erkennt und hinstellt: nicht jene, welche in seine Werke alle Vorzüge hinein und heraus zu deuteln sucht: selbst dann nicht,

wenn jemand zuerst die Constellation beobachtete, eh' er sich an den Schreibtisch setzte, um seine Offenbarungen zu Papier zu bringen. Laudes streperae et importune effusae, sagt Baco, famae nil prosunt: immo potius impense nocent. Wenn du nicht mehr so viel Latein übrig hast, werther Simplicius, um diese Stelle zu verstehen: so mache dir nichts daraus; ich kenne der Leute mehr, die sie, wenigstens nicht zum besten, begriffen haben.

Noch auf andere Weise könnte Einiges für die Literatur und durch diese geschehen.

Du erinnerst dich ohne Zweifel noch aus unsrer Jugendzeit, wie heftig man damals gegen die Romanenleserey eiferte, die sich dem zum Trotz nur immer mehr verbreitete; und wie man sich alle Mühe gab, sie als höchst verderblich darzustellen. Nicht mit Unrecht; wenn gleich meistens ziemlich seicht, und aus einem beschränkten Gesichtspunkte. Eine Untersuchung über den Einfluß des Romans, welche ihre Aufgabe ausführlich behandelte, und nachwiese, wie die sittlichen und socialen Verhältnisse in den verschiednen Phasen ihrer Umgestaltung auf den Roman, und wie dieser auf sie zurückgewirkt, wäre eine der verdienstlichsten Arbeiten, die

ein Schriftsteller, der die dazu erforderlichen Eigenschaften besäße, unternehmen könnte. Für jeden Fall ist dieser Einfluß des Romans auf die Sitten, wie auf die socialen Verhältnisse, ein unermeßlicher, und man muß oft und vielseitig den Blick darauf gewendet haben, um ihn auch nur zu ahnen. Keine andere Dichtungsart, selbst nicht die dramatische, darf in dieser Hinsicht mit ihm verglichen werden: weil keine dem wirklichen Leben so nahe verwandt ist, und keine, wie der Roman, neben der Phantasie und dem Gefühl, in gleichem Grade die Reflexion in Anspruch nimmt.

Der Roman wird, in welcher Form es auch sey, jederzeit ein Bedürfniß gebildeter Völker bleiben. Und doch gibt es keine andere Dichtungsart, über die wir, selbst in der Theorie, so wenig im Klaren wären. Alle Mißgriffe, die man hier begeht und begangen, lassen sich im Ganzen auf zwey zurückführen. Die Einen wollen mit engherziger Beschränktheit den Roman zu einem Exempelbuch einer derben, hausgebacknen Moral machen, oder betrachten ihn als den bequemen Träger jeder beliebigen didactischen Ansicht: während Andere der Phantasie und des Gefühls allein sich zu bemächtigen suchen — in der neuesten Zeit, Dank sey es

unsern französischen Vorbildern! durch Cruditäten, Bizarrerien und Abscheulichkeiten jeder Art — und ihren Compositionen keine bedeutende Idee unterzulegen, und sie in denselben durchzuführen wissen. Die Einen werden fast immer prosaisch; die Andern sind oft poetisch auf Kosten der Natur und des sittlichen Gefühls, und führen uns, wenn sie uns unterhalten wollen, in die Folterkammer, oder in die Cloaken der empörendsten moralischen Verworfenheit.

Doch nicht das wollte ich sagen. Ich wollte dich nur fragen, ob es, da der Einfluß des Romans auf das Leben ein so großer ist, und da es eine Unzahl von Menschen in allen Classen, selbst unter den sogenannten Gebildeten, gibt, deren Lectüre ausschließlich, oder doch so gut wie ausschließlich, aus Romanen besteht, ob es, sage ich, nicht möglich wäre, diesen wenigstens bessere Romane, und mitunter etwas Besseres, als Romane, in die Hände zu spielen? Da ich mich gerne so kurz als möglich fassen möchte: so weiß ich nicht leichter zu helfen, als auf die erste Frage sogleich eine zweyte zu setzen. Nimm an, daß in eine Gesellschaft, die sich eben an der Vorlesung eines Romans zu erbauen gedächte, oder zu einem Einzelnen, oder

einer Einzelnen, die eben im Begriff wären, einen solchen zur Hand zu nehmen, ein Mann träte, welcher in einem ausgezeichneten Grade das Talent besäße, gut zu erzählen, und, nicht eine sentimentale oder gräßliche Liebesgeschichte, sondern einen interessanten Abschnitt aus der allgemeinen oder vaterländischen Geschichte, oder das Leben irgend eines ausgezeichneten Menschen erzählte; oder der es unternähme, die Gesellschaft mit den interessantesten Begebenheiten seiner Reisen, oder mit dem Interessantesten und allgemein Faßlichen aus dem Gebiet der Naturgeschichte und der Naturlehre zu unterhalten: sollte ein solcher Mann nicht eben so gerne von ihr gehört werden, und ihr eben so viel Unterhaltung verschaffen, als die Vorlesung eines Romans, wenn dieser selbst keiner von den vielen schlechten, sondern einer von den wenigen guten wäre. Ein so schlauer Kopf, wie du, mein preiswürdiger Simplicius, erräth leicht, wo ich hinaus will: und vermöge deiner dickbelobten Gewohnheit, Alles in einen Brey zusammen zu rühren, hast du gewiß auch schon die Antwort auf der Zunge: »Es fehle uns nicht an historischen Darstellungen und Biographien von und für; und an Wanderungen und Streifzügen durch und nach;

und an Unterhaltungen aus und über; ꝛc. ꝛc. ꝛc.« Das, mein Trefflicher, ist nun freylich nur allzu wahr; aber es fehlt fast allen diesen Werken an einer Kleinigkeit, an der Gabe, und an dem sichern Takte, in gleichem Grade unterhaltend, und auf gleiche Art, ohne Oberflächlichkeit und ohne Pedanterie, belehrend zu seyn, wie es ein Mann ist, der mit gründlichen Kenntnissen das Talent einer ausgezeichneten Unterhaltungsgabe vereinigt. Ein solcher Mann ist auch in der guten Gesellschaft eine seltene Erscheinung; der Schriftsteller, wie wir ihn hier brauchen, ist eine vielleicht noch seltnere. Zu finden inzwischen dächte ich, wären die rechten Leute, wenn man sie suchen wollte; und wären erst einige gewonnen: so würden bald mehrere jüngere Talente nach dieser Seite sich hinwenden. Wie gesagt, es gälte, sie hervorzulocken: und das könnte am besten von Seite der Buchhandlungen geschehen. Wenn diese, die mit ihren Speculationen auf Romane und poetische Werke oft so übel wegkommen, für Werke jener Art, und für gute Romane selbst, anständige Preise aussetzten: so ist wohl kein Zweifel, daß ihr Unternehmen sich mit Gewinn auszahlen würde. Haben wir zum Beyspiel eine Geschichte Deutschlands, oder Öster-

reichs, oder Bayerns, oder Sachsens rc., die man einem Frauenzimmer von gewöhnlicher Bildung, worunter ich hier eben nicht die allergewöhnlichste verstehe, zu lesen zumuthen dürfte? und legte es ein unternehmender Buchhändler auf eine solche an, sollte er nicht seine Rechnung dabey finden? Beyspiel und Erfolg des Einen würde bald mehrere anlocken; und darauf käme es eben an. Das Gute kann zu unsrer Zeit nirgends mehr durch Einzelne und vereinzelte Anstrengungen: es kann nur durch Massen, und in Massen, gefördert werden.

Vor Einem aber wolle Gott in seiner allerhöchsten Gnade und Barmherzigkeit in Betreff solcher Werke uns von vorne herein bewahren — vor der faden Galanterie, Süßlichkeit, Sentimentalität und seichten Geschwätzigkeit, die in französischen Werken dieser Art zu herrschen pflegt. Recht leicht, und recht heiter müßten sie sich weglesen, und dabey doch einen gesunden Kern haben.

Du siehst, respectabler Simplicius, daß, wenn ich von der Literatur auch nicht, wie du selbst, eine große und entscheidende Rückwirkung auf das Leben erwarte, ich eine ersprießliche Einwirkung von dieser Seite her darum nicht außer Berechnung stelle, und selbst an Vorschlägen dazu nicht

unfruchtbar bin. Doch es ist Zeit, diesen Brief abzubrechen, da er mein gewöhnliches Maß ohnedieß schon überschreitet, und ich es müde bin — leeres Stroh zu dreschen.

Vierzehnter Brief.

Ich habe dir schon neulich gesagt, preiswürdigster Simplicius, daß ich jederzeit eine hohe Meinung von deinen poetischen Talenten gehabt habe. Hätte mich irgend etwas darin irre machen können: so wäre es der Umstand, daß du Tabak schmauchst; da nach Ludwig Tieck's Ausspruch ein Dichter und ein Raucher unvereinbare Widersprüche sind. Ich kann es mir vorstellen, welcher Schauder ihn ergriffen haben mag, als man ihm von einem namhaften neueren Dichter das abgeschmackte Mährchen zuklatschte, daß derselbe nicht weniger, als fünfhundert Meerschaumköpfe besitze.

Doch, wie gesagt, auch durch Tieck's Autorität hab ich mich in dem Glauben an dein poetisches Talent nicht irre machen lassen. Leicht begreife ich daher deine Theilnahme an den Schicksalen der Poesie. Daß du aber auch an dem Schicksal der übrigen Künste einen so lebhaften Antheil nehmen solltest: das — vergib, mein Guter — hätte ich dir kaum zugetraut.

Was nun die Kunst betrifft — den Finger auf den Mund! Ein paar Künstler haben es uns in einem Sendschreiben von Rom aus gesagt, daß wir uns alles Hin- und Widerredens über die Kunst enthalten sollen, und ihren Mund weit genug aufgethan, um uns zu bedeuten, wir möchten den unsrigen wahren. Nun ist des seichten Kunstgeschwätzes freylich mehr als zu viel: inzwischen erscheint es dennoch etwas arrogant, und deßwegen unziemlich, und deßwegen, als etwas, das besser unterblieben wäre, wenn Diejenigen, welche ihre Werke öffentlich ausstellen, und dafür das öffentliche Urtheil in Anspruch nehmen, sich öffentlich dagegen erklären, daß man darüber ein Urtheil fälle. Wie man sich die Sache auch besehe, eine solche Epistel besagt nichts Anderes, als: Ihr sollt, was wir zu Tage fördern, mit euerm Gelde zahlen; aber ihr sollt bey Strafe unsers Unwillens und einer ernstlichen Zurechtweisung, was wir nicht leisten, nicht vermissen, und was wir leisten, ohne Weiteres tadellos finden.

Da ich nun nicht wohlhabend genug bin, um Gemälde und Kupferstiche zu kaufen — nur den Sägemeister Simplicius will ich kaufen um jeden Preis, wenn du es dir, wie Jeder und Jede,

willst angelegen seyn lassen — ein Abbild deiner werthen Züge den Geschlechtern zu überliefern, die noch kommen sollen: so will ich wenigstens dem zweyten Theil jener Paränesis Folge leisten. Auch ist über die Stellung der Kunst zur Zeit, zu der unsrigen, wie zu jeder anderen, nur wenig zu sagen. Das Wesen der Kunst ist die Begeisterung für das Schöne. Die höchste Vollkommenheit der Schönheit ruht im Sittlichschönen: und Alles, was schön ist, hat eine mehr oder minder bestimmt ausgesprochene Beziehung zur Idee des Sittlichschönen; was schon in einer, vom Begriff der Schönheit nicht zu trennenden, vollkommnen Harmonie liegt. So hängt denn Aufschwung, Streben, Einfluß und Geltung der Kunst in jeder Zeitperiode von dem Grade der Begeisterung ab, deren diese für das Sittlichschöne empfänglich ist. In gleichem Grade, als sich diese aus dem Leben verliert, verliert auch die Kunst, und sinkt, wenn die Tendenz zu den materiellen Interessen des Lebens sich erst zur überwiegenden, dann zur vorherrschenden, und zuletzt zur alleinherrschenden ausgebildet hat, immer tiefer: bis sie, erst in Manier, und dann in Grimasse ausartend, eben noch gut genug ist, dem Geldstolz und den Lüsten zu dienen, und Börsenhallen und Boudoirs auszuschmücken.

Fünfzehnter Brief.

Ein wenig eigen bist du, mein höchst ehrenwerther Simplicius. Du machst mir eine lange Entschuldigung darüber, daß du meine Briefe einem deiner Freunde gezeigt. Wenn du glaubtest, daß mir dieses unangenehm seyn könne, so hättest du es nicht thun sollen; hattest du es aber gethan: so brauchtest du, um keiner Entschuldigung zu bedürfen, es mir nur zu verschweigen. Weißt du denn, was ich dir Alles verschwiegen habe, mein treuherziger Simplicius! —

Übrigens, mein Freund, kannst du meine Briefe zeigen, wenn du sie zu zeigen Lust hast. Ich glaube nicht, daß ein Vernünftiger billiger Weise Anstoß daran nehmen könne. Gegen den Vorwurf einer feindseligen — und weil dieses Wort in der That keinen Sinn hat, indem ein äußeres Lebenselement, das einmal bis auf einen gewissen Grad Raum gefaßt, und sich mit einem gewissen Grad von Entschiedenheit herausgebildet hat, durch

keine Gegenwirkung der Zeit in seiner Entwicklung sich aufhalten läßt — gegen den Vorwurf einer albernen Animosität gegen die merkantilischen und industriellen Tendenzen der Zeit, glaube ich mich, weil das doch nöthig, hinreichend verwahrt zu haben. »Und wer weiß,« sagt einer meiner Bekannten bey jeder Gelegenheit, »wozu die Sache sonst gut ist.«

Aber darin glaube ich Recht zu haben, ehrenwerther Simplicius, daß die überwiegende Richtung der Zeit auf äußere Lebenszwecke, und die mit und durch diese Richtung immer zunehmende Gier nach Erwerb und Genuß; daß der dadurch immer mehr, und bey der Aufgeregtheit, Überreizung, Verflachung und Zerrissenheit der Zeit in raschem Fortschritt sich ausbildende sinnliche Materialismus eines kräftigen Gegengewichtes von sittlichem Ernst bedürfe: weil der innere Gehalt des Lebens immer verliert, was das äußere über das richtige Verhältniß hinaus, nach welchem ihm die zweyte, nicht die erste Rolle gebührt, gewinnt oder sich anmaßt. Auch darin werde ich Recht haben, daß allein die Religion und die öffentliche Erziehung ein solches Gegengewicht abgeben können; daß es der letzteren um so mehr zufalle, die Män-

gel der Privaterziehung zu verbessern, und die schädlichen Einflüsse der Zeit von der Jugend abzuhalten, da durch diese Einflüsse die Bande des Familienlebens mit jedem Tage theils sich von selbst immer mehr auflockern, theils aberwitzige Frechheit Einzelner sie absichtlich lockerer zu machen strebt, und die Rückwirkung davon auf die häusliche Erziehung nur eine verderbliche seyn kann; daß die öffentliche Erziehung darum die Sache nicht mit halbem, sondern mit ganzem Ernst angreifen, nicht boseln und nicht flicken, sondern aus dem Ganzen schneiden, und die Lösung ihrer Aufgabe mit der strengsten Consequenz durchführen müsse; und daß sie das humanistische Princip der Jugendbildung für die gelehrten Schulen hartnäckig festzuhalten, und den Anmaßungen des Realismus, und seinem ewigen Geschrey, daß man die Forderungen der Zeit berücksichtigen müsse — seine Anforderungen zurückweisen heißt hier eben das thun, was die Zeit dringend fordert — weder zur Hälfte, noch zu einem Drittheil, noch zu einem Viertheil, noch zu einem andern Bruchtheil nachzugeben habe, wie gering dieses auch seyn möchte. Noch einmal, was heißt nur der Ausdruck überhaupt: sich nach

den Forderungen der Zeit richten? Wenn ihre Forderungen vernünftig sind: so sind sie ja die für alle Zeiten geltenden Forderungen der Vernunft selbst; wofern sie das nicht sind: so heißt ja in einem solchen Falle jener Ausdruck nichts Anderes, als: sich nach den Forderungen der Unvernunft richten.

Damit glaub ich stellt sich auch das Verhältniß des Einzelnen zu seiner Zeit richtig heraus; nämlich die Aufgabe — ohne, wo sie den rechten Weg geht, absichtlich einen andern Weg zu gehen, der dann schon darum nicht der rechte seyn könnte, weil es nur einen solchen gibt — dennoch sich zunächst, unabhängig von ihren verkehrten Forderungen, zur innern Freyheit herauszubilden, und sich seine Selbstständigkeit zu bewahren. Je aufgeregter, je verworrener und je zwiespaltiger eine Zeitperiode ist: um desto dringender ist es für den Einzelnen, einen sichern Schwerpunkt in sich selbst zu finden, weil er dadurch allein, während das Leben nach allen Beziehungen sich überhastet und überstürzt, zu einer festbegründeten Geistesruhe gelangen kann. Das kann er. Auch einige Quellen der Freude kann er sich bewahren, unabhängig

von den Wechselfällen seiner Zeit; die Freude an der Natur, die Freuden des Mitgefühls, die Liebe zur Wissenschaft und zur Kunst; und die beste aller Freuden, die Eintracht mit sich selbst.

Dazu aber, innerlich frey zu seyn, kann er nur gelangen, wenn sein sittliches Erkennen jenen Grad von Klarheit erreicht hat, wo das Handeln von selbst damit zusammenfällt. Ist es nun für Jeden in jeder Zeitperiode die wichtigste Aufgabe, mit dem vollen Bewußtseyn solches Zweckes nach dieser Erkenntniß zu streben: so ist ein solches Streben, als ein selbstständiges, doch am nöthigsten, wie am schwersten, in einer Zeit, in welcher der sittliche Ernst im Leben selbst zu erschlaffen anfängt, und nicht weniger von den vorherrschenden merkantilischen und industriellen Interessen der Zeit in den Hintergrund gedrängt, als von der Frivolität und dem Übermuth Einzelner, keineswegs mit so unbedeutendem Erfolg, wie Manche glauben, angegriffen und verhöhnt wird.

Leb wohl, werther Simplicius. Wenn ich, deiner Einladung zu Folge, dich zwischen deinen Bergen besuche, wollen wir dieß und einige andere Dinge, des Breiteren besprechen, ohne uns

mehr Kummer, als billig, darüber zu machen, wie die Welt künftig fortrolle. Sie wird fortrollen, wie sie eben zu rollen Lust hat; und — Gott wird das Beste dabey thun.

Bey dem Verleger dieses Werkes, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands, sind auch nachstehende empfehlenswerthe Werke zu haben:

Böhm, C. M., Eine Heirath in der großen Welt. (A Marriage in high Life.) Von der Verfasserin von »Trevelyan, Flirtation etc.« Aus dem Englischen übersetzt. Zwey Theile. 12. 1837. 2 fl. C. M.

Braun von Braunthal, J. K., Loda. Trauerspiel in drey Acten. Nach Ossians Gedichte gleichen Namens. 12. 1826. Schreibp. 1 fl. 15 kr. Druckp. 1 fl. C. M.

— — Die ästhetisch gebildete Dame. Oder: Das für Frauen Wissenswertheste aus dem Gebiete der Ästhetik. In zwey Büchern. 12. 1830. 1 fl. C. M.

— — Antithesen; oder Herrn Humors Wanderungen durch Wien und Berlin. Eine Sammlung Skizzen aus dem Wiener und Berliner Volksleben, nach der Natur gezeichnet. 12. 1834. 36 kr. C. M.

Deinhardstein, Erzherzog Maximilians Brautzug. Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen. Nach dem Teuerdanck. 12. 1832. 40 kr. C. M.

Enk, M., Eudoxia, oder die Quellen der Seelenruhe. 8. 1824. 45 kr. C. M.

— — Das Bild der Nemesis. 12. 1825. 45 kr.

— — Melpomene, oder über das tragische Interesse. 8. 1827. 2 fl. C. M.

— — Über den Umgang mit uns selbst. 12. 1829. 1 fl. C. M.

— — Don Tiburzio. 12. 1831. 1 fl. C. M.

— — Dorat's Tod. 12. 1833. 1 fl. C. M.

— — Charaden. 12. 1834. 45 kr., mit Goldschnitt und Schuber 1 fl. 15 kr. C. M.

— — Von der Beurtheilung Anderer. In sechs Büchern. 12. 1835. 1 fl.

Ficker, F., Geschichtlicher Überblick der gesammten schönen Kunst nach ihren einzelnen Sphären. gr. 8. 1837. 2 fl.

Glatz, J., Julius von Klarenau, oder die Stimme eines edlen Greises an den Geist und das Herz eines hoffnungsvollen Jünglings. Ein Seitenstück zu Woldemars Vermächtniß an seinen Sohn. 12. 1824. 1 fl. 45 kr., geb. 2 fl. C. M.

Halm, F., Griseldis. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Zweyte Auflage. 8. 1837. 1 fl. 30 kr. C. M.

Hartmann, Ph. C., der Geist des Menschen in seinen Verhältnissen zum physischen Leben, oder Grundzüge zu einer Physiologie des Denkens. Für Ärzte, Philosophen und Menschen im höhern Sinne des Wortes. Zweyte, vom Verfasser selbst vermehrte Auflage. gr. 8. 1832. 2 fl. 30 kr. C. M.

Meyer, Ph., Theorie und Literatur der deutschen Dichtungsarten. Ein Handbuch zur Bildung des Styls und des Geschmackes. 3 Bände. gr. 8. 1824. 4 fl. 30 kr. C. M.

Neumann, J. Ph., Ernst, Frohsinn und Scherz. In Dichtungen mannigfachen Inhaltes. 12. 1830. 1 fl. 15 kr. C. M.

Strahl, A., Romantische Zeitbilder. 12. 1837. 1 fl. C. M.

Wimmer, G. A., Bibliothek naturhistorischer Reisen für die reifere Jugend. 1stes bis 4tes Bändchen. Enthält: Alexander von Humboldt und Aimé Bonpland Reise in die Äquinoctial-Gegenden des neuen Continents. Für die reifere Jugend zur belehrenden Unterhaltung bearbeitet. 4 Bändchen. Mit Humboldt's Portrait, 9 Kupfertafeln und 3 Charten. 12. 1830. Broschirt 6 fl., cartonirt 6 fl. 30 kr. C. M.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Enk von der Burg, Leopold,

Hermes und Sophrosyne

Wien 1838

Ph.pr. 407 md
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040408-2